

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Jg. 24.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 9. Juni 1889. ←

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4½ M.

XVI. Jahrg.

Ein Inseltag.

Novelle von E. Mert.
(Schluß.)

In der kleinen, bescheidenen Stube des Meißnerhäuschens sitzt Lia regungslos vor der unglückseligen

Mappe. Ihr Bestes hat sie an die Blätter gegeben; mit voller Begeisterung, mit unermüdlichem Eifer, mit Andacht fast, ist sie an ihr Tagewerk gegangen. Und das ist nun das Ergebnis! O, es war nicht schwer, aus der hölzernen Schale, in welche der Maler seine Kritik gehüllt, den harten Kern herauszulösen: „Sie

sind eine Stümperin, mein Fräulein! Sie verschwenden Leinwand und Farbe!“ Ein Wort, das schweifendste, hatte er ja deutlich gesagt: „Auf diese Weise werden Sie nie ein Bild malen können!“ Aber sie mußte ein Bild malen, — noch mehr: sie mußte es auch verkaufen, wenn sie nicht hungrig wollte nach wenigen



Das Königliche Schloß zu Hannover. Von Th. von Edenbrecher. — Siehe Seite 100.

Zürndorf in der Leinestraße.

Monaten. Sie hatte so fest darauf gerechnet, daß der Erfolg kommen müsse, daß sie eine Stelle als Lehrerin erhalten würde. — Was sollte sie nun lehren, da sie selbst nichts konnte? Aber ist es wirklich so? Ist das Urtheil Lutrat's ein Drakelspruch, eine unfehlbare Verdammung? Sie giebt sich Mühe, an ihm zu zweifeln. Da sieht sie in Gedanken wieder den Kahn vor sich, den er am Morgen gemalt, neben welchem der ihre sich ausnahm wie ein Kinder-Spielzeug aus Pappe.

Wahr! Alles wahr, was er gesprochen, was sie jetzt nun mit einem Male erkennt, als wären ihre Augen heller geworden. Großes hat sie gewollt und Kleines gesehen, das Nebensächliche so gründlich verachtet, und es doch gemalt! O, welcher Hohn auf ihre großen Ideen und ihre großen Worte! Ein Wahn ihr Talent, die Kunst ein ewig verschlossenes Heiligthum! Wenn sie auch die Mittel besäße, von vorne anzusingen, der Glaube ist dahin, der Mut! Es paßt sie eine Nazerei des Zornes; das erste Blatt, das ihr in die Hände kommt, reicht sie entzwey und schlendert die Stücke zu Boden.

Dann vertraut die heiße Blutwelle, die starre Begegnung lehrt zurück, die Frage: Was nun? — Auf der Insel bleiben und das Leben fristen, bis der letzte Thaler dahin war? oder heimkehren in's Elternhaus, als Neuige, Bettende, und sagen: Laßt mich Eure Magd sein! Ihr habt Recht: ich habe mich getäuscht! — Der Rüchtigkeit diesen Triumph gönnen! Es ertragen, keinen freien Gedanken mehr aussprechen zu dürfen, ohne durch den eigenen Mißerfolg geschlagen zu werden, — nein! tausend Mal nein! Besser ein drittes, das wie eine Zuflucht empordämmt vor ihren verzweifelten Blicken.

Ein Frösteln fliegt ihr über die Glieder. Von dem Kloster her weht eine schwere, gräbeskalte Luft. Wie aus verschollener, ferner Zeit klingt durch die Stille der Gesang der Nonnen. Diese Schatten umlagern die grauen, ernsten Mauern. Sonnig und warm erscheint daneben der steine Friedhof, über den die freie Luft hinflattert, auf dem tiefrothe Georginen glühen.

Sie kann die Augen nicht mehr fortwenden von den stillen, blühenden Gräbern. —

Hans Lutrat läuft seit Stunden um die Insel. Er muß dem Mädchen doch endlich begegnen! Wie kann sie sich auf dem kleinen Raum so gründlich vor ihm verbergen? Er sucht sie unter den Linden wieder und wieder; er geht zum sechsten Male an der Klostermauer auf und ab. Die Uferbank unter dem Weidenbaum, auf welcher sie sonst stets bei Sonnen-Untergange sitzt, bleibt heute leer. Da pfeift das Damenschiff; er rennt atemlos an den Steg. Wenn sie abreiste! Nein! zum Glück nur fremde Gesichter!

Der lehre gelbe Hauch verblaßt am Himmel; nur über den Tannenwald im Westen zieht sich noch eine feine, leuchtende Linie hin. Es weht kühl; die Kollegen fehren heim von einer Segelfahrt. Alles sitzt schon in der Stube; Hans allein lehnt noch draußen im feuchten Grase am Wiesenzaune und wartet. Man ruft nach ihm. Endlich nimmt er seinen Platz ein, und um ihn her erklängt Tellerklirren, Lachen, Plaudern. Er schaut beständig nach der Thür. Die Malerin pflegte sich sonst fröhzeitig beim Abendbrode einzufinden. Heute steht ihre Theeasse noch unberührt auf dem einsamen Tischchen. Er weiß sich selbst kaum Rechenschaft zu geben, warum ihr Ausbleiben ihn so erregt, warum sich mit jeder verrinnenden Viertelstunde seine qualvolle Unruhe steigert.

„Was haben Sie denn heute, Lutrat? Sie sehen aus wie der steinerne Gott!“ ruft einer der Männer.

„Ich finde es zum Ersticken heiß hier in der Stube,“ sagt Hans aufsteckend. „Ich werde noch ein wenig in's Freie gehen.“

„Heiß! Sie sind ja ganz blaß!“ meint ein Anderer. Aber Hans antwortet ihm nicht mehr. Er hat den Hut vom Nagel genommen und eilt aus dem Gasthause fort zum Meissnerhäuschen.

Kein Licht an ihrem Fenster! Alles dunkel! Er hat sich eingeredet, daß sie aus Troy gegen ihn zu Hause geblieben sei; diese Finsternis spricht dagegen. Wo aber ist sie hin? Mit einem plötzlichen Einfall nähert er sich der Kirche; sein Schritt hallt auf den Steinfliesen. Aber das alte Portal ist verschlossen. Auch hier kann sie nicht sein. Er muß Ausschluß haben. Ihre todesstraurigen Augen wollen ihm nicht mehr aus dem Sinne.

Er pocht am Meissnerhäuschen. Eine blasses, junge Frau öffnet ihm.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob Fräulein Valden einen Ausflug gemacht oder ob sie abgereist ist?“

„Nein, abgereist ist sie nicht. Sie war den ganzen Nachmittag in ihrem Zimmer. Gegen Abend erst ist sie fortgegangen. Ich will noch ein wenig auf den See hinausfahren. Gehen Sie nur ruhig schlafen,“ hat sie gesagt; ich habe den Schlüssel.“

Mit einem dumpf klappenden „Danke“ ist Hans wieder fort. Er giebt sich keine Rechenschaft, warum

ihm bei dem Gedanken, daß sie auf den See hinausgefahren und nicht zurückgekehrt sei, ein Schauder überläuft. Über die schweigende Insel eilt er nach dem Schiffshäuschen. In den kleinen Hütten herrscht schon tiefe Ruhe. Eine Rahe faucht ihn an mit getrümmtem Rücken und grünlichem Augengesicht, wie er sich einer Thür nähert. Ein verchlafener Kopf erscheint nach einer Weile an dem kleinen Fenster.

„Woist! seid Ihr zu Hause? Habt Ihr nicht das Fräulein gerüttelt, — die Malerin?“

Der Schiffer reibt sich die Augen und besinnt sich. „Nein! die hat selbst Jahren wollen. In der blauen Pletten ist sie hinaus. Wird schon lange zurück sein. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die Wellen schlagen an den Steg. Das Schiff rauscht und regt sich im Winde. Aber die „blaue Pletten“ fehlt zwischen den Kähnen, die am Ufer stehen. Lia ist also noch draußen auf dem See, allein!

Hans besinnt sich nicht mehr; er springt in eines der Boote, in dessen „Bieden“ noch die Ruder stecken. Schwer dröhrend platscht die eiserne Kette, die er von dem Stegballen löst, in das Wasser. Ein starker Stoß und er schwimmt draußen. Was nun? Wo soll er sie suchen auf dem weiten, dunklen, nachtumschleierten See? Er weiß es nicht. Er weiß nur, daß er rudern wird immerzu, immerzu, bis er die „blaue Pletten“ gefunden, und wenn es darüber Morgen werden sollte. Allmäßig ragen die Umrisse der Insel nur mehr als schwere Schattenmasse aus dem gleichfarbigen Grau; dann blitzen noch die Lichter wie Sternchen aus einem wogenden Dunst, und endlich ist nur noch Wasseröde um ihn. Er giebt sich Mühe, in dieser Einsamkeit die starre Berechnung des Naturmenschen zu entfalten. Er läßt sein Tuch flattern. Von dorther, von Südwesten kommt der Wind.

Das Mädchen aber ist keine geschickte Ruderin. Er hat ihr manchmal zugesehen, wenn sie Abends um die Insel fuhr. Sie wird gegen den Wind nicht aufgekommen sein. Er wird sie nach seinem Willen getrieben haben. Also dort hinaus, in den Weithsee. Er rudert, rudert. Manchmal erscheint sein Thun ihm so toll, daß er laut auslacht. Seine Hände aber arbeiten weiter. Eine Sternschnuppe jährt über den Himmel. Eine unendbare Angst preßt ihm das Herz zusammen. Es ist ihm, als müßte er ersticken, als könnte nur ein Schrei ihn befreien. Und er ruft ihren Namen, fast wie im Zorn. Aber das Wasser rauscht gleichförmig weiter. Dunkel hüllt ihn ein. Er wüthet gegen sie. Das eigenständige, trohige Ding! Wie sie sein Urtheil ihm abgelistet, wie treuherzig sie ihn um Wahreheit gebeten! Zum Danke für seine Offenheit will sie ihm nun dieses Gefühl der Schuld auf die Seele wälzen! Aber dann hört er wieder die zitternde Stimme sagen: „Sie waren ein braver Kamerad!“ Er fühlt die kleine, kalte Hand in der seinen, und möchte sich vor die Stirne schlagen, daß er so schweigend, so faltherzig von ihr gegangen.

Hinten ihm aber hat das Grau sich mit Helle belebt. Wachsendes Licht zieht empor; zieht in Streifen über das Wasser. Der emporsteigende Mond ruft auf der einsamen, weiten, endlosen Fluthenmasse ein Erwachen hervor. Der Wind wird stärker. Er meint, einen Ruderstoss zu vernehmen. Er horcht auf. Eine einzelne, schaumgekrönte Welle nur stürzt mit lauterem Branden vorüber. Gedankenlos ringt er weiter. Nach einer Weile läßt er müde die Arme sinken und blickt um sich. Ein langer, glänzender Mondstrahl fällt nun über das Wasser, und in dem wogenden Goldglanze tanzt ein winziger, dunkler Punkt.

Ein Kahn! Er strebt der Lichtmasse zu mit raschelnden, mühselnden Armen. Kraftvoll schneidet sein Boot wieder die Wellen. Nun schwimmt es in dem Glanz. Er wendet den Kopf zurück: der dunkle Punkt ist nicht verschwunden; er ist größer geworden. Näher! näher! Nun sieht er deutlich die Silhouette auf dem lichten Hintergrunde. Wie ein Geisterschiff wiegt sich der Kahn in dem Glanze. Keine Gestalt hebt sich über den Rand empor; sein Ruder fällt in das Wasser. Das Boot treibt im Winde.

Es wird ihm schwarz vor den Augen. Der Hut fliegt ihm vom Kopfe. Er rudert weiter, wie rasend. Er will alle Gedanken, die emporwachsende Angst betäuben in der wilden, heißen Bewegung. Nun ist er nahe. Ein starker Schlag. Er kann den Rand des Kähnes erjossen. Er atmet tief auf und beugt sich hinüber. Aber seine Lippen stoßen einen kurzen Schrei aus, der wie ein Fauchen klingt. Auf dem Schiffsboden liegt das Mädchen, den Kopf auf einer Ruderbank. Silberbleich erscheint ihr Gesicht, das starr ausblitzt zu dem Nachthimmel.

„Was thun Sie hier? Fräulein! Fräulein Lia!“ ruft er.

Geisterhaft, weltentzückte Augen schauen ihm entgegen. Sie sagen ihm, daß keine phantastische Vision sie hierhergeführt; nein, ein wilder, verzweifelter Entschluß.

„Ich schaue in's Nichts!“ erwidert sie tonlos, „und suche Ruhe!“ Und dann, wie erwachend, sich besinnend, fährt sie empor.

„Was wollen Sie von mir? Warum sind Sie so plötzlich da? O zurück, zurück! Lassen Sie mich!“ Und sie sucht ihren Kahn von dem seinen loszureißen.

„Ich bin Ihnen nachgefahren, blindlings, durch Nebel und Finsterniß! Wie durch ein Wunder habe ich Sie gefunden. Sie sehen ein, daß ich Sie nach allem nicht frei geben werde!“

Er beugt sich über den Rand ihres Schiffchens zu ihrem Gesicht. In dem weißen Mondlichte treffen sich ihre Augen; weit geöffnet, in starrem Glanze die ihren, brennend, lebensprühend die seinen.

„O, Sie kennen mich nicht!“ ruft sie ihm zu und wirft die Haare zurück, die ihr, feucht von dem Nachthimmel, an der Stirne liegen. „Ich habe mich niemals zwingen lassen! Nicht von den Nächsten! . . . Ich will allein sein!“

Heftig greift sie nach den Rudern und ringt mit aller Kraft, von ihm los zu kommen; aber wie mit Eisenflammen legt sich seine Hand auf ihren Arm. Er löst ihr die Linse von dem Ruder. „Sie müssen sich umsonst! Heute müssen Sie gehorchen!“ ruft er mit flammenden Augen. Im nächsten Momente hat er sich in ihren Kahn geschwungen, sieht ihr gegenüber und fasst ihre Hände.

„Sie sind in meiner Gewalt!“

„Eine Heldenthal!“ höhnt ihr blässer Mund, und sie läßt ergeben den Kopf sinken. „Es macht Sie wohl sehr stolz, einem armen Menschenkinde die Quallen zu verlängern!“

Der Ausdruck der Hoffnungslosigkeit auf ihren Zügen röhrt ihn tief. Weicher, zärtlicher legt sich seine Finger um die ihren. Aus diesen heißen Händen strömt es wie eine plötzliche, ihr aufgezwungene Wärme durch ihre erstarnten Glieder.

„Sagen Sie mir nur das Eine: haben meine Worte diese Verzweiflung in Ihnen geweckt?“ fragt er bittend.

„Nein! nicht Ihre Worte! Die Erkenntniß, daß Sie Recht haben, daß ich nichts kann!“

„Und Sie glauben wohl,“ entgegnet er lebhaft, „daß solche Stunden nicht für Alle lämen! Jeder hat es sich hundert Mal gesagt, diese nämlichen Worte: du kannst nichts! Nur der Stümper nicht! der Dilettant! Der Zweifel aber weckt neues Ringen, neuen Fortschritt! So weit wie bei Ihnen aber darf die Entmuthigung nicht gehen!“

„Ich fühle allerdings, daß ich nie wieder einen Pinsel in die Hand nehmen könnte!“ sagt sie tonlos, ohne sich zu regen, in müder, stumpfer Hoffnungslosigkeit.

Da wirft er den Kopf zurück, und, sie streng anblickend, ruft er zornig:

„Mein Fräulein! Nun will ich einmal alle Höflichkeit bei Seite lassen und Ihnen recht unverblümmt die Wahrheit sagen! Sie wollen Selbständigkeit und Freiheit haben, wie ein Mann, Sie fordern, daß man mit Ihnen spricht, wie mit einem Kameraden und bewähren sich so schlecht! Bei dem ersten Anlaß, der Ihre Kraft, Ihre Energie auf die Probe stellt, werjen Sie die Flinte in's Korn! Wissen Sie, welches Wort man einem Manne zurufen würde, der so mutlos seinen Posten verläßt? Man würde ihn feige nennen!“

„Ja, feige!“ wiederholt sie mit ihrer furchtbaren Ruhe. „Auch darin haben Sie recht! Aber feige nicht, weil ich nicht mehr leben will, — nein! weil mich das Grauen packt vor diesem Aufhören, das doch so fühlsein muß. Ohne dieses Grauen, — es wäre Alles vorüber! Aber ich hatte den Schauder fast überwunden, — es war ganz still in mir geworden; das Denken verstummt, und bald, — wenn der Mond hinter jener großen Wolke stand, — dann wollte ich mich hinuntergleiten lassen! O, warum haben Sie mich gezwungen zu neuem Sprechen, neuem Denken, zu einem zweiten Kampfe? Es ist nutzlos, was Sie thun! Ich will nicht zurück! Das Leben hat keinen Zweck, keinen Sinn mehr für mich!“

Leidenschaftlich, wie in heißer Erbitterung spricht sie die Worte, als habe der neue Kampf in ihr bereits begonnen, als wolle sie eine lockende Stimme in ihrem Innern betäuben, die leise flüstert: „Das Leben ist doch so fühlsein!“

Er antwortet nicht; er muß arbeiten mit voller Kraft. Der Wind ist gegen sie. Sein Boot, das er an die „blaue Pletten“ gehängt, erschwert die Lauf. Auch sie schwiegt. Stumm, nur vom Wasser umrauscht, ziehen die Rähne dahin, einen langen Silberstreifen hinter sich zurücklassend.

Unverwandt blickt er auf ihr still vor sich hinliegendes Gesicht. Er sucht und sucht nach einem zwingenden Worte, das ihren finsternen Entschluß erschüttern soll. Immer heißer und voller wird ihm das Herz; immer mächtiger drängt es ihn, die Fluten von Wärme und Liebe, die darin emporwachsen, auszu-

gießen über das blosse, traurige, junge Gesicht vor ihm; aber er bleibt stumm und — rüdt weiter. Schon steigt die dunkle Kirchturm-Kuppel der Insel aus dem Glanze empor. Die Umriffe des friedlichen kleinen Landes dämmern durch das Licht- und Schatten-Gewoge. Da läßt Hans mit einem Male die Ruder sinken, faßt die Hände des Mädchens wieder, und wie ein Aufschrei aus tiefster Brust klingen die Worte:

„Lia! Eigensinniges, trostloses Mädchen! Wie wäre es, wenn Sie jemand lieb hätten! — lebten, um einen Menschen lieb zu haben. — versuchen Sie es!“

Sie braucht nicht zu fragen, wen sie lieb haben soll. Aus den Augen, die sie anblicken, so nah, so glänzend, so bittend, spricht etwas Neues zu ihr, — ein fremdes, Wunderbares.

Sie bleibt noch immer regungslos und schweigt. Sie laufen an der Insel. Kein Licht brennt mehr in den Häusern. Nur Mondesglanz übergießt die Wiesen. Ein Märchenland scheint das Stille, im Schimmer badende Ufer. Ihr schwindelt, wie sie den Boden betritt, dem sie auf immer entzückt zu sein glaubte. Sie läßt es geschehen, daß er den Arm um sie schlingt und schleppt, halb getragen von ihm, mit müde geschlossenen Augen, die Füße weiter. Immer fester drückt er die Willenlose an sich. Ein nie gefanntes, wonniges, banges Gefühl strömt über sie ein. Immer berausender flüstert die Stimme in ihr: Leben ist süß! so süß! Sie kämpft gegen den Zauber, der sie einzinnigen will. Sie muß erwachen aus diesem berüßenden Traume und sich die kalte Wirklichkeit zurückrufen. Sie öffnet die Augen. In überwältigender Pracht liegt die lichttrunkene Landschaft vor ihr; heiße Blüte suchen die ihren. Wie mit lodern Flammen erwacht in ihr die zurückgedämmte Lebenslust. Sie fühlt mit heißem Schreiten die große Macht, die sie verleugnet hatte, die Macht, welche die Menschenwelt zusammenhält. Was sie erstrebt und erhofft, verbläßt plötzlich vor einem neuen, sie ganz erfassenden Verlangen nach Glück.

Auf dem kleinen Friedhofe, über den sie hin schleiten, funken die Kreuze. Sie stehen vor dem Messnerhäuschen. Mechanisch greift sie nach dem Schlüssel in ihrer Tasche. Da reißt er sie stürmisch an sich.

„Lia, Sie haben ihr Leben wegwerfen wollen, — ich habe es gerettet — mir gerettet! Ich will es haben! Es gehört mir! Sie haben das Recht daran verloren!“

Sie steht noch immer wie gelähmt, wie verauscht von diesem Leben, von dem sie sich schon losgelöst glaubte, und das sie nun umklammern will mit seinem gewaltigsten Zauber.

„Sagen Sie mir nur ein Wort, — ich lege mich sonst hier vor Ihre Schwelle und hüte Sie, — nur das eine, — daß Sie leben werden!“

Sie nickt. — Bitternd, mit schein gesenkten Augen steht sie vor ihm. „Ich kann nicht mehr, — kann nicht mehr sterben wollen,“ sagt sie leise.

Mit heißen, glühenden Lippen führt er sie auf den zuckenden, kalten Mund.

Lange, nachdem sich die Thür hinter ihr geschlossen, steht er noch am Gartenzinne, schaut nach dem Lichte, das durch die Vorhänge schimmert; sieht, wie es verschwunden ist. Er hört die Wellen an's Ufer schlagen, die Linden rauschen, — in seliger Trunkenheit, wie Tausende vor ihm.

Nachdruck verboten.

Wie einst im Mai.

Novelle von Ida Bon-Ed.

Denn man sich zu amüsiren selbst nicht mehr im Stande ist, gewöhnt es auch keine Unterhaltung. Andere sich vergnügen zu sehen, sagte der zweifundzwanzigjährige Herr von Meyer zu dem Baron von Haßfenn, welchen er vom Club her kannte, und den er sich, wie es hieß, in allen Dingen zum Vorbilde nahm. Haßfenn lehnte an einem Thürspion zwischen Spielzimmer und Salon und sah, scheinar mit müden und gleichgültigen Augen, in das vom Kerzenflamme überstrahlte Menschengewühl. Er wandte nicht ein bisschen sein Haupt nach dem Sprechenden, welcher seitwärts hinter ihm stand; er erriet die Persönlichkeit an dem künstlich näselnden Tone.

„Finden Sie, mein lieber von Meyer?“ sagte Haßfenn. Dieses „von Meyer“ in seiner Betonung gab dem jungen Manne allemal einen schmerzlichen Stich. In Haßfenn's Munde wurde das „von“, dessen die Meyer's sich seit einigen Jahren erfreuten, zur Kränkung; auch hatte Haßfenn eine verteuerte Angewohnheit, ein wenig mit der Zunge anzufischen, wenn er von dem Vater seines Bewunderers, dem „Herrn Commerzienrat von Meyer“ sprach. Aber diese vertretenen Bosheiten waren dem jungen Meyer nur ein Beweis mehr von der unerreichbaren „Feudalität“ des Barons und erhöhten seine anhängliche Bewunderung. Und schließlich hat auch jeder „von Meyer“ wieder noch einen nachstrebenen Müller, dem er seinerseits als das Urbild gesellschaftlicher Vollkommenheit erscheint, und der seinen, von Anderen getretenen Hochmuth, vollauf sägt.

„Ist es wahr, Herr Baron“, fragte der junge Meyer, „dab Sie alle Erregungen durchgeföhrt haben, und daß Sie nur noch wünschen, einmal einer Hinrichtung beiwohnen zu dürfen?“

„In der That, mein lieber“, bestätigte Haßfenn mit lässigem Kopfnicken, und da es mir nicht vergönnt war, dem Schriftsteller zuzuhören, beobachte ich inzwischen hier die Morder bei ihrem Handwerke.“

„Ah,“ sagte Meyer mit einem dummen Gesicht. „Hier?“

„Davon, hier. Erstens morden wir Alle, Sie und ich eingekllossen, die Zeit und unsere Gesundheit in der langweiligen Gesellschaft und den überfüllten Räumen. Weiter, — seien Sie dort in der Ecke die Räthine Langhoff mit den beiden Cousinen von Malten? — nun die morden gerade den guten Ruf irgend einer schönen, geistreichen Frau, deren Verbrechen ist, gefeiert zu sein, — mit ihr förmlich, als lebe ich den Namen auf den schmalen, gütigen Lippen schwelen. Dort die Baronin Beuren mordet das Glück und den Wohlstand ihrer Familie, ihre kostbare Nobe kann ihr Mann nicht bezahlen, ihre Juwelen sind bezahlt, aber der Räuber war eben nicht Beuren.“

„Wo, — woher wissen Sie das?“ stotterte Meyer.

„Der Käufer muß es dummi und ungeeignet angefangen haben, daß es sich herumsprechen konnte; es wird ein Neuling auf dem Parfum und in der Gesellschaft sein“, sagte Haßfenn mit grösster Seelenruhe, während der Jüngling neben ihm blutrot wurde. „Und seien Sie unsere gute Hausfrau, wie sie strahlt,“ fuhr der Baron fort, „ihr wohlwollendes Herz hat die heutige Abend-Gesellschaft als Festbank für zwei Seelen eingerichtet, und das halbe Dutzend von Wissenden wird ein teuflisches Vergnügen beim Beobachten haben.“

Die Aufzähllung des jungen Mannes konnte den An deutungen seines Mentors nicht folgen. Er wollte fragen, aber in diesem Augenblicke richtete Haßfenn sich mit jäher Lebhaftigkeit auf, und sein dunkles Gesicht leuchte in einer inneren und schönen Bewegung. Eine Frau war über die Schwelle der großen Eingangsthür getreten, und nicht Haßfenn's Augen allein hingen so gespannt an ihr. Sie war eine Frau, in der Blüthe ihrer Jahre, aber mit einem Ernst in den bedeutenden Augen, der diesen Jahren vorans war.

Haßfenn eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit einer Wärme, die selbst ihn aufzog.

„Darf ich mich heute Abend ganz zu Ihnen bekennen, meine Freundin?“ fragte er leise und eindringlich.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie erstaunt entgegen.

„Darf ich nicht von Ihrer Seite weichen, Sie unausgesetzt unterhalten, jeden von Ihnen abwehren, der zu Ihnen sprechen will?“

„Droht mir denn Gefahr?“

„Vielleicht!“

„Von wem?“

„Von Alban.“

Schnell und leise hatten sie einander die Worte zugeworfen. Nun sah er, daß die schöne Frau doch erblickte.

„Er wird kommen, Sie werden ihn sehen, er Sie, die Hausfrau weiß, daß Sie einmal Alban's Braut waren, man hat sie böswillig zusammen eingeladen,“ erklärte Haßfenn ihr.

Die Gesellschaft ringsum beobachtete das leise Gespräch, und die Räthine Langhoff sagte zu den Malten: „Natürlich, der arme Haßfenn fällt doch noch herein, und unsere gute Melanie hat die Elastizität des Herzens, zu dem verlobten Bräutigam von eins, dem verstorbenen Gatten von vor zwei Jahren, noch den Dritten wählen zu können.“

Melanie hatte sich nur eine Sekunde lang besonnen.

„Ich kann nicht wieder fortgehen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich vorbereitet.“

Zetzt kam die Hausfrau, welche sich in den Nebenzimmer aufgehalten haben möchte, und begrüßte ihren jungen Gast.

„Zum Glück haben Sie noch nichts versäumt, thenerzte Melanie, Alban Kronach wird singen, und natürlich ist der berühmte Sänger noch nicht da.“

„So,“ entgegnete Melanie beinahe trocken. „Ist Kronach denn jetzt in unserer Stadt?“

Auf der Durchreise von Wien nach Berlin. Er war an meinen Gatten adresziert, der ihm für Petersburg, wohin Kronach später geht, Wechsel und Empfehlungen mitgeben soll. Natürlich arrangierte ich schnell diesen Abend und bat insbesondere Sie, weil mir ist, als wären Kronach und Sie so etwas wie Jugendgenossen.“

„Ja, in der That, so etwas,“ sagte Melanie oberflächlich.

Haßfenn liebte nichts so sehr an Frauen wie eine vollkommene Fassung. Sie erschien ihm das bedeutsame Merkmal einer adeligen, fest in sich selbst beruhenden Seele. Er wußte ganz genau, daß diese gesetzte Haltung nicht der Gleichgültigkeit gegen den Erwarteten entsprang, denn Melanie liebte den Mann noch immer, der sie einst, wenige Tage vor der beabsichtigten Vermählung, durch Untreue beleidigte. Er wußte sogar, daß sie dies ihrem späteren Gatten gleich gestanden, und daß dieser sich darin gefunden, anstatt Liebe, Freundschaft zu befreien.

„Um Gotteswillen,“ sagte die Langhoff zu den Malten, als Haßfenn sich jetzt mit Melanie in einer Ecke niederließ, mit einer so zur Schau getragenen Absichtlichkeit, daß töte à töte inmitten der Gesellschaft zu bewahren, daß selbst Herr von Meyer sich nicht vorzustellen wagte, „er escortiert Sie ja, als wenn Sie eine Gefangene oder eine Königin wäre.“

„Beiden gönnt man bestimmt nicht die Freiheit, einen unbewachten Schritt zu thun,“ lachte eine Malte, „möglichweise kombiniert er auch beide Eigenschaften: er hält seine Herzessönigin in Ketten.“

Haßfenn und Melanie plauderten eine Weile, bis er mittin in einen Satz hinein das Wort „Achtung“ flüsterte.

Sie begrüßt augenblicklich. Ihre Hände bebten, aber sie wandte ruhig, als sei sie gleich den anderen Damen auf die Er-scheinung des berühmten Sängers neugierig, das Haupt zur Thür.

Da stand ein Mann, fast noch auf der Schwelle, und lachte mit der Hausfrau, ein Mann, groß, auffallend, wohlgebaut, blau, mit blondem Haar. Sein Gesicht war eher das eines Aristokraten, denn das eines Künstlers, der vornehme Familien-Namen, den er um der Kunst willen abgelegt, stand ihm doch noch auf der Stirn geschrieben. Ein unbestimmtes Etwas in der Haltung des Kopfes, in der Pose der Gestalt, deutete darauf hin, daß die Grazie seines Auftretens nicht unbewußt sei. Die Offenheit und die Gewohnheit, sich betrachten zu lassen, nehmen immer der Grazie die Menschheit, aber sie erhöhen zuweilen den Zauber derselben, indem sie ihr den Reiz erhöhter Gefährlichkeit hinzufügen.

Zu den langen Minuten, daß Melanie dem Gespräch von fern zuhörte, und bis er dann ihr zugeführt wurde, gerade ihr zuerst, in diesen Minuten lebte das klopfsende Frauenherz die ganze Vergangenheit wieder durch.

Wie funilos beglüft hatte sie die Liebe des vielumworbenen Mannes, der gerade damals mit den Seinen um die Erlaubnis rang, sich ganz der Kunst widmen zu dürfen. Wie hatte sie seinen Eifer angefeuert, wie freudig gelobt alle Fähigkeiten seiner Laufbahn mit ihm zu bestehen, auf seinen stolzen Namen zu verzichten und lieber Alban Kronach's Gattin zu heißen, als die Grafentrone seines Vaters über ihr Wappen zu stellen. Dank ihrer Begeisterung, war es ihm gelungen,

seiner Familie Widerwillen zu bezeugen, aus Rücksicht auf sie hatte sein zurnehmender Vater ihm nicht ererbte, mit ihr hatte er, vier Wochen vor der schon bestimmten Vermählung, des Sterbenden Segen empfangen. Der Zauber seiner Heiterkeit und seines, wie von innerem Sonnenchein durchglühten Wesens, hatte durch den Trauerfall nichts von seiner Strahlen. Den Helle eingebüßt.

Das machte Melanie's Herz vor Schreck schon erbeben.

„Ich bin ein Künstler, ich brauche Sonnenchein“, sagte er, „auch mir, ich liebte meinen Vater sehr. Aber weinen mag ich nicht.“

Und doch sah sie ihn zuweilen weinen; wenn er keine Lieder sang und sich in die Stimmungen derselben hineindachte, dann rannen Thränen aus seinen Augen, und aus seiner sinnlich berückenden Stimme klang es, wie wenn verhaltene Thränen sie leise verkleideten. Zuweilen beschlich es sie dann wie ein Grauen: „Er fühlt nur, wenn er singt, sonst ist es leer in ihm.“

Dann kam der Tag, wo man ihr mit unwiderleglichen Beweisen von seiner Untreue sprach, und sie ihn beschwore zu sagen, daß es doch nicht wahr sei. Aber er leugnete gar nicht. Er meinte, daß dies seiner Liebe zu ihr, die wieder anders geartet sei, keinen Werth nähme. Und er sagte, daß fehlende Erregungen für ihn das notwendige Mittel seien, alle Stimmen-Schatzungen für seinen Gelang zu erproben; Treue durfte Melanie nicht von ihm verlangen, mit Eifer suchte ihn nicht vögeln; seine innere Freiheit sei ihm Daseins-Bedingung, und je freier sie ihn lasse, desto inniger werde er sie lieben.

„Alles oder Nichts,“ sagte sie, ihre tödliche Herzessonne vor ihm verborgend, und sie fügte laut und stolz hinzu: „scheiden wir dann lieber“.

Seitdem hatten ihre Lebenswege sich nie wieder getrenzt; nicht ohne Bemühen und Vorsicht war ihnen das möglich gewesen. Doch sie sich hier könnten, war Beiden vollkommen außer aller Berechnung. Und Haßfenn, der sein Auge von dem Sänger verwandte, beobachtete genau, daß die Hausfrau ihm nun von Melanie sprach, denn seine heitere Stirne erblieb plötzlich ernst, und gleich darauf suchte sein Auge umher.

Zwei Tage traf es den Blick der einst Geliebten. Sie sahen sich aus der Ferne an und erblickten nicht einmal. Ihre Blicke wuchsen näher und durchdringender in einander, als er nun langsam auf sie zu kam.

„Eine Vorstellung ist wohl unnötig,“ sagte die Hausfrau.

„Aber ich bitte,“ sprach Haßfenn sehr eindringlich, so sehr, daß Alban Kronach sich nicht gewundert hätte, wenn man ihm den dünnen Mann mit dem boshaft überlegenen Zuge um den Mund, als Melanies Verlobten vorgestellt.

Melanie sah ihm das an und erröthete. In ihrem vornehmnen Herzen lebte eine Schwäche: der Wunsch, daß Alban eines Tages ihre Treue wie einen Vorwurf, wie einen verächtlichen Richterurteil empfinden möge.

Nun sprach er. Seine Stimme wurde ihr eine wahre Qual. Und er, der sie so genau gekannt hatte, las jede Bewegung von ihren Bildern, das wußte sie, und das machte sie nur noch unglücklicher.

Der sonst so gelächtersmüde und wortarme Haßfenn führte die Unterhaltung mit dem Sänger, die sich um dessen Lebens-Schicksale drehte. Haßfenn fragte Alles, was man sonst einen fremden Menschen keineswegs fragt, aber er fragte eben für Melanie, aus ihrer bangen, wissbegierigen Seele heraus.

Und der Sänger antwortete auch, wie man sonst einem Fremden nicht antwortet, er sprach auch für Melanie. Er sprach von den Kampfen und Freuden seiner Sängerkarriere, denen nicht der Ruhm, sondern das Glück gehetzt habe, denn der Stern einer echten Frauenliebe habe ihm nicht geleuchtet. Die Sonnenbrände wechselnden Leidenschaften verdorren zuletzt das Herz. Während er so sprach, im Sprechen mit Blick und Ton immer lebhafter werdend, wußte Melanie genau, daß er vielleicht vordem nie daran gedacht hatte, sich aus den „Flammen“ heraus nach dem milden, steigern Lichte eines häuslichen Herdes zu lehnen, aber in diesen Minuten fest überzeugt sei, es gelhan zu haben.

Die Hausfrau stand dabei und verlor kein Wort von dem Gespräch; ab und zu wechselte sie einen Blick mit den unfern sitzenden Damen Langhoff und Malten, einen Blick, der so viel sagen sollte, als: seid nur Geduldig Kinder, ich erzähle Euch nachher Alles.

Haßfenn wurde nervös, er begriff die Qual, die Melanie erduldet und dachte: „biegen oder brechen.“ Wenn man ihn zum Singen brachte, hätte sie vor dem peinigenden Gespräch Ruhe und könnte im schwiegenden Hören sich ganz klar über die Wichtigkeit dieses Wiederkehrens werden. Kronach war mit tausend Freuden bereit. Wie kommt er auch eindringlicher an das Herz der, wie ihm jetzt schien, noch immer Geliebten anpochen, als mit seinem machtvollen Gelange.

Melanie wußte, als er sich an den Flügel setzte, daß er „ihre“ Lieder singen werde, die, mit denen er sich einst in ihr Herz geführt. Und so that er. Sie aber schloß die Augen und gab sich Mühe, nicht zu hören. Als es ihr zu schwer wurde, begann sie mit den heißen, trocknen Lippen mühsam ein Flüstergespräch mit Haßfenn. Der Sänger bemerkte, wie ihre Seele vor ihm floh. Der Wunsch, sie dennoch zu fangen, stieg in ihm zur plötzlichen, leidenschaftlichen Begierde. Er endete seinen Gefang und bat die Hausfrau leise, ob er Melanie nicht zu Tische führen dürfe.

Die Hausfrau, welche sich bereits mit der freudigen Hoffnung trug, an ihrem Tische eine sensationelle Verslobung zu erleben, gab logisch das Zeichen, und Kronach bot Melanie den Arm.

So zwischen Tisch und Braten, und Käse und Birne die höchsten Dinge des Seins abzuhandeln; mit einem verstohlenen Händedruck das innigste, vielbedeutendste Geständnis zu machen, während der Mund, zur anderen Seite gewandt, ein überflächliches Nichts spricht; durch einen heißen Augenaufblick ein Herz erzittern lassen, während man scheinbar ganz unbefangen dahiti, — das sind die Fähigkeiten, die das Gesellschaftsleben ausbildet bei den Menschen, deren Herzen unter der lava-Dede des „guten Tones“ aufrührreich und vulkanisch schlagen. Kronach, der für den unbefangenen Beobachter mit Melanie heiter zu plaudern schien, solerte das Weib, welches er einst geliebt und betrogen, auf eine unmenschliche Art. Zwischen jede lange gesprochene Phrase über Welt und Kunst schob sich ein heißes, leises: „damals —“ und „weißt Du noch —“ oder „wie konnte es geschehen.“

Und sie ward summi und summi, und ihre Wangen wurden bleich. Haßfenn, der sie von fern beobachtete, sah wohl, daß ein ungeheuerlicher Kampf in ihr gähnte.

Endlich, als man aufstand, gelang es dem Sänger, seine Dame in das noch stillle Musikzimmer zu entführen, wo er vorhin gefangen.



Im richtigen Moment. Von A. Schram. — Siehe Seite 103.

"Melanie," rief er, ihre beiden Hände ergreifend, "Weib, fühlst Du es denn nicht, daß wir uns noch lieben wie damals, daß Alles, was dazwischen lag, nur Selbsttäuschung war? Sei wieder mein, mein geliebtes Weib."

"Nein," sagt sie. "Es war fast unhörbar."

"So liebst Du mich nicht mehr!" rief er drängend.

Sie sah ihn an.

Ein freudiger Schreck, der sich augenblicklich in die heftigste Liebeswürde umwandelt, durchzuckte ihn. Ja, so blühte nur unsterbliche Liebe. Dann mußte ihre "Nein" auch besiegt werden.

"Borchin wolltest Du mich nicht hören," sagte er erregt, "jetzt zwinge ich Dich."

Und er setzte sich an den Flügel, griff in die Tasten und sang:

Stell' auf den Tisch die düstenden Stesden,

Die leichten rothen Äster trag' herbei,

Und lasz uns von der Liebe reden,

Wie einst im Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,

Auf daß ich fühl', wie schön Erinn'rung sei,

Und schen' mir wieder Deine süßen Blicke,

Wie einst im Mai.

Es blüht und summert heut' auf jedem Grabe,

Ein Tag im Jahre steht den Todten frei.

Komm an mein Herz, daß ich Dich wieder habe,

Wie einst im Mai.

"Nun, meine Freundin," sagte er mit einem sanften, gütigen Lote, "hat dieser Abend meine Hoffnungen vernichtet oder erfüllt?"

"Werden Sie, wie mein erster Gatte, mit meiner Achtung fürlieb nehmen? Nein! Denn ich — ich liebe — ihn — noch immer," flüsterte sie.

Er nahm zärtlich ihre Hand. Über sein dunkles Gesicht lag ein melancholisches Lächeln, und sein Auge sah innig auf das schwne, blonde, jetzt schmerzerfüllte Gesicht des Weibes.

"Stolz und tapfer!" sagte er. "Oh, wie das witzig ist. Sie lieben, aber Sie verlieren sich nicht. Liebe fragt nicht nach Werth und Unwerth, über Ihr Herz haben Sie keine Gewalt. Aber das Heiligtum Ihrer Frauenswürde geben Sie nicht dahin. Darum lieb' ich Sie nur noch mehr."

Und nach einigen Secunden setzte er mit bedeckter Stimme hinzu:

"Nein, — Ihre Achtung ist mir nicht genug. Ich wollte Ihre Seele, Ihre ganze Seele, das ganze, heitere, süße Weib wollen ich haben. — Gute Nacht, Melanie. Wir bleiben gute Kameraden, — was?"

Und er lachte sich aus wegen des Flors, der sein Auge verdunkelt hatte. —

"Nun, mein lieber von Meyer," sagte er zehn Minuten später, als dieser junge Mensch ihn auf dem Wege zum Club eingeholt hatte, "geben Sie mir Recht? Haben Sie auch den begangenen Morden zugeschaut?"

Der junge Herr hatte immer noch nicht ganz begriffen, fürchtete nun durch eine Entgegnung sich bloßzustellen und murmelte:

Auf den Klang der Stimme hatte sich die Gesellschaft möglichst leise herzugehören. Aber weder Kronach noch Melanie bemerkten einen einzigen Menschen. Sie waren beide leichenblau. Er fühlte, daß er noch nie so gesungen, wie in diesem Augenblick, er mußte ihr die Tiefen der Seele aufgewühlt haben. Und sie stand einige Secunden wie in Erstarrung.

Dann neigte sie sich zu ihm und sagte leise:

"Sie einst im Mai, — so hente, — so ewig: nein!"

Sie wandte sich um, ihr Blick ging suchend, wie der eines verirrten Kindes, bangumher. Sie sah all die Menschen, und diese schienen sie wie eine Mauer zu umschließen und zu zwingen, noch länger mit ihm eine Lust zu ahnen. Sie fühlte fahlame Räte über ihren Körper kommen, und in ihrem Kopfe brauste es, wie Glockengewoge.

Hoffen drängte sich an sie heran und nahm ihren Arm.

"Ja, — fort," flüsterte sie halb bewußtlos. Und die guten Menschen gönnten der Heldin des Abends ungehinderten Abgang; man bildete eine Gasse, schwieg und zeigte so, daß man Alles verstanden hatte, was vorgegangen war.

Auf Hoffen's Gesicht spielte ein teuflisches Lächeln, als er im Vorüberstreiten die Menschen hochmütig und dreist ansah.

Draußen im Vorhalle gab er der schweigenden Frau ihren Mantel um,

führte sie die Treppe hinunter

und half ihr in den Wagen. Am offenen Schläge

blieb er stehen.

Draußen im Vorhalle gab er der schweigenden Frau ihren Mantel um,

führte sie die Treppe hinunter

und half ihr in den Wagen. Am offenen Schläge

blieb er stehen.

"Nein, — Ihre Achtung ist mir nicht genug. Ich wollte Ihre Seele, Ihre ganze Seele, das ganze, heitere, süße Weib wollen ich haben. — Gute Nacht, Melanie. Wir bleiben gute Kameraden, — was?"

Und er lachte sich aus wegen des Flors, der sein Auge verdunkelt hatte. —

"Nun, mein lieber von Meyer," sagte er zehn Minuten später, als dieser junge Mensch ihn auf dem Wege zum Club eingeholt hatte, "geben Sie mir Recht? Haben Sie auch den begangenen Morden zugeschaut?"

Der junge Herr hatte immer noch nicht ganz begriffen, fürchtete nun durch eine Entgegnung sich bloßzustellen und murmelte:

"Allerdings, — wenngleich ich nichts Besonderes . . ."

"Das Besonderste war, daß man einem weltmüden, zweifelvollen Herzen das letzte Restchen Hoffnung, das in ihm war, manetodt gemacht hat, so daß an dem Aufkommen dieses Herzens überhaupt gezweifelt werden könnte," erzählte der Baron mit seinem gewissen Lächeln.

"Ah, das ist freilich Word," rief der junge Meyer mit Emphase, "wenngleich mir so etwas passierte . . ."

"Seien Sie ruhig. Sie haben von Ihrem Vater, dem Herrn Kommerzienrat von Meyer, keine Anlage zu so etwas; den von Meyer's passiert dergleichen nicht. Ah, — da sind wir am Club, — gute Nacht; ich gehe nach Hause. Der Wein war zu schlecht, mir ist nicht wohl."

Rauchrauch verboten.

In alten Welfenschlössern.

Stizzen von E. Bely.

I. Hannover — Petit Paris.

Siehe die Abbildung, Seite 97.

Dat Länd twischen Teister und Leine,

Dat is ei rechte, dat is meine".

hatte der alte Welse Erich I., welcher bekanntlich Luther auf dem Reichstage zu Worms mit einem Trunk Einbecker Bieres erquikierte, bei einer Erbtheilung gehabt, und jenes Land erkoren, und diejenigen, denen es später zufiel, haben allzeit gewußt, daß dort gut sein war. Das alte Schloß an der Leine, welches 1637 aus einem Minoriten-Kloster entstand, fann gar Vieles erzählten von "Geschlechtern, die kommen und gehen, und steigen wieder in's Grab".

Seit jenen zwei und einem halben Jahrhunderten, in denen es stolz dort aufragt, hat es manche bauliche Veränderung erfahren, aber die Grundform ist so ziemlich dieselbe geblieben, ein paar Bierecke, die Höfe umschließen.

Die glanzvollsten Tage sah das Schloß unter der Regierung des Kurfürsten Ernst August und seiner geistvollen Gemahlin Sophie, der Leibniz die Bezeichnung "unsere große Frau Kurfürstin" gab. Beide waren gleich prachtliebend, wie sie gleich ehrgeizig waren, — und das war das Band, welches sie vereinte, denn nicht Liebe hatte sie zu einander geführt.

Zahlreiche Bilder in der Familien-Gallerie zeigen uns das Paar in den verschiedensten Phasen seines Lebens: Ernst August als stattlichen, selbstbewußt blickenden Mann, mag ihn der Darmisch kleiden, das goldgestickte Hofgewand oder die riesige Allonge und der Hermelinmantel, mit welchem er sich schmückte, als er die Kurwürde erlangt hatte, — Sophie, schön und hoheitsvoll, in jugendlicher Tracht, wie im Witwolleide; sie hatte eine imponirende Gestalt, dunkelbraunes Haar, große blaue Augen und einen lichten Teint.

Galt Ernst August als "einer der schlauesten und politisch ausgebildeten Fürsten" seiner Zeit, so brachte ihm seine Gemahlin als einzige Minigkeit den "Sitz und die Romantik des Hauses Stuart", — und das war eine bedeutungsvolle Gabe. Wie das Ehepaar darauf bedacht war, seinem Hause Ansehen und Macht zu geben, so suchte es auch nach Außen blendenden Glanz zu verbreiten: Ernst August führte die Primogenitur (Erstgeburtrecht), im weiblichen Hause ein, und seine Gattin sollte dazu bestimmt sein, demelben am Abend ihres Lebens den englischen Thron zu gewinnen.

Sophie war das zwölftes Kind des unglücklichen Winterkönigs Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz und der stolzen Elisabeth von England, Tochter Jacobs I., welche bekanntlich lieber "unter einer Krone hungern, als unter dem Kürbute schwelgen" wollte.

Die Erziehung, welche Sophie erhielt, war eine außerordentlich streng, hauptsächlich auf ceremonielle Dinge gerichtet, und wenig Liebe wurde der Prinzessin zu Theil: "Meiner Mutter war der Anblick ihrer Hunde und Affen lieber, als der ihrer Kinder," erzählte sie selber.

Während eines Aufenthaltes zu Heidelberg, am Hofe ihres Bruders Karl Ludwig, dem nach Beendigung des dreijährigen Krieges ein Theil seiner Erbstaaten zurückgegeben wurde, verlobte sich Sophie mit Georg Wilhelm, dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg, einem der schönsten Fürsten seiner Zeit. Nach herkömmlichem Brauche ging derselbe aber erst auf Reisen und zwar nach Italien, das ihm, wie so manchem Deutschen, verhängnisvoll wurde. Die feurigen Augen der Venezianerinnen thaten's ihm an; er vergaß die fühlblichen Feinheiten seiner Braut, und seine Freiheit erschien ihm ein zu kostbares Gut, als daß er sie hätte opfern mögen, selbst für eine Prinzessin Sophie.

So machte er seinem jüngeren Bruder Ernst August den Vorschlag, statt seiner die Brant heimzuführen, — 20,000 Thaler Zulage zu dessen kleiner Apanage, und das Versprechen Georg Wilhelms, sich nie zu vermählen, damit sein Erbe Jemem und seinen Nachkommen zufalle, unterstützen als reale Dinge den abschöneren Gedanken.

Die schöne Prinzessin mag über diesen seltsamen Wechsel nicht wenig erstaunt, vielleicht auch in ihren innersten Gefühlen verlebt gewesen sein, — aber sie ging auf denselben ein. In ihren Memoiren sagt sie: "Moi, j'étais trop naïve, pour être tonchee," und dem Bruder gestand sie, ganz von dem Hoheitsgefühl einer Stuart durchdrungen: "Ich betrachte eine Heirath nur wie eine Verpflichtung, um gut und standesgemäß zu leben; wer mir eine solche bieten kann, einerlei wer, dem werde ich meine Hand reichen."

Und Ernst August erfüllte, was sie von ihm gehofft. Licht, Glanz, Muß, Freude herrschten in dem Schloß an der Leine. Sophie hatte Reisen nach Paris gemacht, um ein Vorbild für ihr "Petit Paris" zu haben. Ein Zeitgenosse erzählt: "Alles ist in Hannover bei Hofe in gutem Zustande. Die Zimmer im Schloß sind sehr sauber und reich möbliert. Es ist alda ein nettes Theatorium mit schönen Logen vor Leute von allerhand Condition, und zahlet alda kein Mensch, der in die Comödie geht, sondern der Churfürst thut alles auf seine Kosten, wie solches auch an anderen Hosen in Deutschland gebräuchlich ist, iwohl denen Leuten in der Stadt, als denen bei Hofe ein Vergnügen zu machen. Das Opernhaus aber in dem Schloß wird von allen Reisenden billig als eine Rarität beschen, simeinmal dasselbe sowohl der Malerei als der Einrichtung wegen, das Beste in ganz Europa ist."

Der Hof ist durchgehends sehr polit und wird in Deutschland selbst wegen seiner Civilität und übrigen Wohlstandes in allen Dingen vor den Besten gehalten. Die Damen sind vollkommen wohl erzogen, höflich und meistens schön von Gestalt."

"Komödien, Masteraden, Wirthshäfen" fanden in den

glänzenden Sälen statt und zu der Karnevalsfarce „Trimaleion moderner“ hatte Niemand anders den Text geschrieben, — als der Philosoph Leibnitz!

In der Beschreibung einer Maskeade auf dem Rathause vom Jahre 1688 heißt es: „Bei der Rathausfahrt nun stunde ein Unterofizier mit etlichen Rotten Musketiere zu beiden Seiten, durch welche man hingehen und sich, damit keiner ohne Waffe mit hinein schleichen möchte, beschauen lassen mußte, und kam man gleich auf den großen Rathaus- oder sogenannten schönen Huldigungs-Saal, welcher mit großen Spiegeln und drei doppelten messingenen Kronenleuchtern an den Wänden aufgestellt behangen waren. — Es waren von hohen Personen auf dem Rathause zu sehen, der Herzog daselbst mit deren Frau Gemahlin, hochfürstliche Durchlaucht, der Erbprinz mit dero Frau Gemahlin, Prinz Maximilian und Prinz Charles, dann Herr Herzog von Celle und Gemahlin, auch vom Wolfenbüttel'schen Hause Herr Herzog Anton Ulrich, dero Frau Gemahlin und ältester Prinz mit Gemahlin, auch einer Prinzessin und einem gräßlichen Fräulein von Hohenlohe, so sich als Vate am selbigen Hofe aufhielt, wie auch eine Gräfin von Neuß, und sonst von solchen fürstlichen Personen. Die Herrn Herzöge von Hannover, Celle und Wolfenbüttel, nebst deren französischen Cortège Moni, Connille, Graf Galli und Montalban und die verschiedenen Cavaliere, zusammen an elf Personen, saßen oben im Saal bei einer runden Tafel und spielten das also genannt Heid (?) (wobei damals des Herzogs zu Hannover Durchlaucht 14,000 Reichsthaler zum Gewinnst erhalten haben).

Während dem Spiele demasfierten sich die Herrn Herzöge sowohl, als auch die fürstlichen Frauenzimmer, so meist aber sich die ganze Zeit beim Tanz hielten und zusahen, auch zum Theil mittanzen. Es war dasmal der Herzog zu Hannover mit einem seidenen, mit goldenen Blumen durchwirkten Schlafröcke, der Herzog von Celle aber mit einem schwarzgrauen und der Herzog von Wolfenbüttel mit einer rothen Zammerstücke (Domino?) auch mit türkischen Münzen und taftinen Plasten, so um den ganzen Kopf gingen, gekleidet. Das fürstliche und Höffrauenzimmer aber mehrentheils mit rothen Zammerstücke und darum kleinen, gestickten, allerlei Fagon-Gürteln, gestickten kleinen Münzen oder Kascheten, deren etliche dazu mit Perlen, auch Kleinodien und mit großen Stofffedern befest waren. Einige aber waren auf andre Art angeklebt, darunter die junge Prinzessin von Celle und auch die von Wolfenbüttel einen Kardinal in Kleidungen präsentirten.

Alles solches Werk und Wesen ging zu vier Uhr Nachmittags an und endigte sich zu zehn Uhr des Nachts, binnen welcher Zeit immerhin Manns- und Weibskräfte auf und abgingen, mit einander redeten, lachten, sich küsseten und scherzten und fuhren dann gegen solche Stunde, da zur Tafel geblasen wurde, allerorts Herrschaften wieder nach Hofe.“

Die Jünger Thaliens haben für damalige Verhältnisse zu Hannover goldene Zeiten gehabt: „Der Comödianten sind jetzt daselbst sieben in Diensten, welche zusammen jährlich sechstaufend Reichsthaler bekommen und über das ihnen noch die nothdürftigen Kleider zu den Comödien geschiessen werden.“

Großartig waren die Festlichkeiten und Ceremonien am hannoverschen Hofe bei fürstlichen Besuchen, wie Hochzeiten, — hatten sich doch auch enge Bande mit dem brandenburgischen Hause geknüpft durch die Vermählung von Ernst August und Sophiens einziger Tochter Sophie Charlotte, der „philosophischen Königin“, mit dem ersten Könige von Preußen. Die preußischen Verwandten, der König von Spanien, die Königin von Dänemark, Peter der Große u. A. wurden als Gäste begrüßt.

Bei Peters erster Anwesenheit am 25. Juli 1697 hatte er auch den „Bloßberg“ (Broden), einen Besuch gemacht und traf dann in Copenbrügge mit dem hannoverschen Hofe zusammen, bei welchem Sophie Charlotte als Gast weilt. Der, wie es scheint, das öffentliche Aufstellen schenende Beherrischer der Reichen mache aber, — laut Hofbericht, — seine Bedingungen:

„Seine Czarische Majestät liehen dem Hofmarschall sagen, daß sie willens, denselben Abend zu Copenbrügge mit der königlichen Herrschaft zu speisen, es sollte aber niemand in das Ge- mack kommen, außer der Herrschaft, als die Damen, der Hofmarschall und drei oder vier Cavaliere.“

Man trug dem Wunsche des Gastes Rechnung, — als der Czar aber anlangte, standen doch viele Leute auf dem Balle und Peter, beleidigt äußernd, daß das wider die Abrede, stieg im Rathause ab, wo man die Kutsche für die Domestiken aufgeschlagen. Der Intervention des Hofmarschalls gelang es aber doch, ihn zum Kommen zu bewegen, man führte statt des Czaren den Gesandten in einer Kutsche nach dem Schlosse, Peter selber kam bei Eintritt der Unnthaltheit zu Fuß.

Am 1. März 1713 wiederholte er seinen Besuch, kam diesmal nach Hannover und sträubte sich nicht gegen das Ceremoniell eines großen Empfangs. Er wurde mit aller Pracht eingeholt. Von der Moskowitischen Garde, welche ihn begleitete, heißt es: „Sie bestand aus 30 Mann, die aber keine sonderliche Parade machten, weil sie nicht allzuwohl montirt waren, auch ganz confus durch einander ritten. Die Hüte hingen ihnen um die Ohren, die Degen hatten sie zwar entblößt, waren aber ziemlich rostig. Ihre Monur war grau mit rothen Doublen ganz schlecht, wiewohl sie sich des andern Tages besser ausstaffiert hatten.“

Große Tafel mit „goldenem Service“ und roth-jammetten „Chaises à dos“, Musik, „gepauget und geblasen“, von Kanonen-

schüssen begleitet, Comödie, Maskerade und Tanz ließ der Czar über sich ergehen.

„Seine Czarische Majestät forderten ihre Durchlaucht die Churfürstin (damals 83 Jahre alt) auf und machten mit einem polnischen Tanz den Anfang.“

Bei dieser Gelegenheit war's, daß Peter, die scheinbaren Schnürleiter der Damen nicht berücksichtigend, äußerte: „Die hannoverschen Frauenzimmer haben vertuselt hatte Knochen.“

Weiter wird erzählt:

„Der Czar wollte aber nicht in dem vor Sie aubereiteten Bettel schlafen, vorgebend, nicht gewohnt zu sein in so kostbarem Bettel zu schlafen, wie sie denn auch ihr eigen Bettel, so in Matrasen besteht, auf die harte Erde haben legen lassen und darauf die Nacht zugebracht.“

Waren Paris und Berailles dem prächtlichen durchfürstlichen Chevaux Vorbilder, so auch andere französische Sitten. Es gab ebenfalls eine hannoversche Pompadour, die Baronin, spätere Reichsgräfin von Platen, geb. von Meissenburg.

„Sie hielt in ihrem Hause, das direkt neben dem Schloss stand, einen eigenen kleinen Hofstaat; ihre Leiblaien trugen rothe Livrée mit silbernen Knöpfen und ihre Pferde hatten



Studienkopf. Von E. Haanen. — Siehe Seite 103.

rothe Sammelleider und wurden an rothfiedenen Bügeln geführt. Sie hielt täglich offene Tafel, der eine Cour voranging und gab Ballen und Wirthschaften, denen oft der ganze Hof anwohnte.

Ein trefflich ausgeführtes Bild, Kniestück in Lebensgröße, zeigt sie als eine, trotz der vierzig Jahre, welche man ihr geben mag, imponirende dünne Schönheit mit großen, stolzbläckenden Augen und vornehmer Haltung.

Die Churfürstin Sophie schien nicht im Mindesten davon berührt, daß sich ihr Gatte dieser lebendlustigen Frau zugewendet. — das „moi, je suis trop fier“, möchte auch hier wieder sein Recht behaupten. In allen Hörsberichten ist die schöne Blaten in unmittelbarer Nähe der Churfürstin aufgeführt.

1681 heißt es in der „Nachricht“, was bei der Zusammenkunft der verwitterten Königin Sophia Amalia zu Dänemark mit Herzog Ernst August passirte:

„Fünfzig vergoldete Karossen, alle mit sechs Pferden bespannt, fuhren der Reihe nach. In diesen saßen die vornehmsten Cavaliere und qualifizirtesten Damen des Hofes. Die Cavaliers hatten reich mit Gold gestickte oder mit Vorien besetzte Kleider, die Damen aber die kostbarsten Habite nach der französischen Mode an. Diejenige, so sich am meisten hierbei distinguirte, war die Jean Baronesse von Blaten. Selbige war in einen mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkten Stoff gesleidet und hatte eine große Garnitur von Diamanten an sich.“

Und die Schlagschatten in all diesen Gemälden von Glanz und Pracht? Sie fehlen nicht. — und in die Festmusik hinein flingt es wie verhaltes Weinen, die Waffenklirren, und eine Blutspur läuft sich verfolgen.

In der Familien-Galerie hängen ein paar reizende Bilder, von denen man den Blick nicht wenden kann. — Prinzess Sophie Dorothea von Celle, dem Erbprinzen Georg verhängt. Wir sehen sie als ganz junge Frau, ein Mal im Schäferinnen-Kostüm mit dem Strohhut, das zweite Mal im Brocatkleide, Rosen in den braunen Loden und einen Rosenkranz in der kleinen Hand, während die großen Augen lebensfröhlich in die Welt blicken und der volle Mund lächelt. Ach, und sie wandeln nicht auf Rosen, die arme Sophie Dorothea, Prinzessin von Ahlden, — wie sie als eine der unglücklichsten Frauen in der Geschichte verzeichnet ist.

Über ihr die ritterliche Gestalt im Harnisch mit der Scharfe und losem Haar, dem traumrührigen Blick und der Falte zwischen den Augen, trägt den Namen Philipp, Graf von Königsmard, — und der wurde das Verhängnis des lieblichsten jungen Weibes, das je die Prachträume des Leine-Schlosses durchschritten.

Zahllose Romane und falsche Denkwürdigkeiten sind über diese Tragödie im Welsenhause veröffentlicht, — was der Wahrheit am nächsten kommt, sind wohl die Annahmen eines hannoverschen Archivars, Staatsrat Schumann, der in Sophie Dorothea nicht eine Schuldige, sondern ein unglückliches Opfer der Politik und der Verhältnisse sieht.

Georg Wilhelm, der einzige Verlobte Sophiens, hatte allezeit ein empfängliches Herz behalten und trotz seines Versprechens, nicht heirathen zu wollen, einem französischen Fräulein Eleonore d'Elbreuse, die Hand gereicht. Unweit ihrer unglücklichen Tochter Sophie Dorothea sahen wir auch sie, ein stolzes, regelmäßiges Gesicht, im Brocatkleide und Hermelin, denn sie war trotz ihrer Ungehobenheit zur Herzogin von Celle erhoben. Freilich hatte Georg Wilhelm sowohl in Bezug auf seine Verelichung, wie auf jeden Schritt, der seine Familien-Angelegenheiten betraf, im Einverständniß mit Ernst August gehandelt, der doch sein Erbe bleiben sollte. Und um späteren Weitläufigkeiten zu entgehen, fand man überein, die Kinder mit einander zu verbinden. So wurde Sophie Dorothea von Lüneburg-Celle das politische Opfer, und die Verhältnisse, welche sie in ihrer neuen Heimath traf, vollendeten dann das andere.

Der Erbprinz liebte sie nicht, er wendete sein Herz Frau von Venne zu; die Churfürstin stand ihr fremd und fast gegenüber, sie hatte vielleicht doch die einstige Krankung nicht verwunden, vom Vater ihrer Schwiegertochter verschmäht worden zu sein, und dann sah sie, die Stuart, auch eine Ungehobenheit in ihr. Ernst August war den Klagen der armen jungen Frau so unerreichbar, wie die Eltern sich denselben verschlossen zeigten, — es war ein unerträgliches Leben für die arme Sophie Dorothea, und ihr energischer Sinn strebte aus demselben hinweg, sie suchte endlich nur noch das Mittel, und das zeigte sich in Königsmard, den sie bereits am Hofe der Heimath gekannt.

Er hatte ihr zur Flucht helfen, sie an den befremdeten Hof von Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel bringen sollen. Eine leichte Beipräzung fand statt am Abend des 1. Juli 1694, — und beim Verlassen der Zimmer der Churfürstin lauerten Königsmard Trabanten auf, — nie wieder sah ihn ein lebendes Auge.

Sophie Dorothea war eine Gefangene, der Prozeß wurde ihr gemacht, und da sie Scheidung verlangte und nicht zu ihrem Gemahle zurückkehren wollte, wurde der Spruch wegen „böswilliger Verlasse“ über sie gefällt und das Schloß zu Ahlden ihr als lebenslängliches Gefängniß angewiesen. Zwölfzwanzig Jahre lebte sie dort, wie eine lebendige Begrabene, — und starb am 20. November 1726, im Alter von sechzig Jahren.

Ihre Tochter, nach ihr Sophie Dorothea genannt, wurde die Mutter Friedrichs des Großen.

Und noch eine schlanke Gestalt taucht auf, Caroline Amalie von Dänemark, — eine sanfte Schönheit, die Urenkelin der stolzen Churfürstin Sophie, mit dem Beinamen „die Unglückliche“, in Struensee's leidvolle Geschichte verschlossen. Sie kam als Verbannte verdeckte Wale von Celle herüber nach Hannover, wo sie in dem verlassenen Schlosse residirte. Sie war zweizwanzig Jahre, als sie geschieden wurde und starb schon nach zwei Jahren am Fleithphus, worauf sie in möglichster Eile beigesetzt wurde. Auch ihr Schicksal hat eine ganze Reihe romanhafter Darstellungen und Entzückungen herverdorfen.

Fünfzig Jahre später wurde in dem Schlosse an der Leine die Prinzess Friederike von Westfalen geboren. Wer hätte an der Wiege dieses Kindes damals geahnt, daß es als „Königin von Hannover“ einst dort residiren würde. Man sagt, in demselben Raum, in dem Friederike das Licht der Welt erblickt, habe sie auch die Augen für immer geschlossen.

Als „Hannover nach England“ ging, wurde es still in den Prachträumen des Leineschlosses, so still, wie es heute ist. Es sind eben Wandlungen. Zuerst waren es Könige, die in den Kreuzgängen und Kapellen ihre Litaneien sangen, dann entfaltete sich die rauschende Pracht des Hoflebens, man nahm Opernmelodien und das Rollen von vergoldeten Karossen, — und heute verhallen nur noch die Schritte der auf- und abziehenden Wache auf dem Steinplaster.

Rauchtab verboten.

Die Frau im serbischen Volksliede.

Eine Studie von Ernst von Dombrowski.

Der von den Hälften der schwarzen Berge und ihren Brüdern, den Herzogzonen und Bosniern, gebildet, weiß in der Regel, daß diese im innern Sinne heldenhaften Männer eine hohe, schlanke, feine Gestalt, edel und charakteristisch geschnitten, Züge, durchbohrend scharfe, glühende Augen besitzen, und dies läßt es erklärlich erscheinen, daß man allgemein die schöneren Hälften dieser Rennen tatsächlich für mindestens gleichwertig hält; eine derartige Meinung wird noch durch den Umstand unterstützt, daß uns eine Reihe neuerer, zum Theil prächtiger Bilder wahrhaft herrliche Frauengestalten als „wasser-schöpfende Bosnierin“, „gefangene Herzogovinerin“ u. s. w. vorführen. Leider muß ich solche jugendlichen Vermuthungen von vornherein als unrichtig, und die Phantasie, welche die meisten Künstler hinsichtlich des weiblichen Geschlechtes der nordwestlichen Balkan-Länder entwickeln, als eine merkwürdig überchwängliche und uppige bezeichnen; denn vergeblich habe ich, sofern es sich um wirtlich slavische Eingeborene handelt, in Bosnien, der Herzegovina, Dalmatien, Montenegro und dem Sandzak Novibazar*) nach jenem Ideale gesucht welches z. B. der geniale Germat in so meisterhafter Weise auf die Leinwand zauberte.

Von der Save südlich bis an die Grenzen Albaniens entbehrt das Frauengeschlecht in allen westlich der Drina und des Vim gelegenen Landstrichen nach unseren Begriffen fast jeden Reizes. Höchstens in den größeren Städten, namentlich in Banjaluka und Sarajevo und in der Bosnien**) steht man in echt serbischen Familien hin und wieder auf hübsche, ja sehr hübsche Gesichter, die lebhaft an die mit Recht gerühmten Schönheiten Syrmiens erinnern; in Allgemeinem jedoch sind die Weiber klein und dverschödig, im reiferen Alter geradezu viertelig gebau, und die nicht weniger als lieblichen, stumpfen, mitunter entsetzlich rohen Züge, die theilnahmslos blitzen, deren Augen tragen im Vereine mit dem mirre und ungepflegt herabhängenden Haar und dem unvermeidlichen, sörmlichen Krusten bildenden Schmutz nur dazu bei, jenem Mangel ein noch auffallenderes, abschreckendes Relieff zu verleihen. Viele ganz junge Mädchen zeigen hin und wieder gefälligere Formen und einen fröhlichen, heiteren Blick; unter Verheiratheten sucht man nach beiden unison. — ein aufmerksamster Beobachter würde in den schwarzen Augen keinen Funken von Lebensfreude, aber viel Energie und vor Allem viel in ihren Ausdruckungen mühsam zurüdagendrängte und unterdrückte Entzückung entdecken.

Wenn man bedenkt, daß z. B. die Slaven, welche Slavonien und einen Theil Süd-Ungarns bewohnen, ausnehmend schöne Frauen besitzen, so scheint es kaum fassbar, daß dieselben eines Stammes mit jenen Bosniens und der Herzegovina seien; und doch ist es so. Ein Jahrhunderte andauernder Druck hat diese durchgreifende Degeneration bewirkt. Wohl lastete derselbe, so weit er äußere Verhältnisse betrifft, in gleichem Maße auch auf den Männern, und diese haben sich weder ihrer Erscheinung noch ihrem Charakter nach im Geringsten verändert; aber wenn auch der Druck an sich derselbe war, — die Männer fanden Trost in dem Gedanken, daß sie für ihre Freiheit, ihre ererbten Rechte, für die Erhaltung von Haus und Hof all die namenlosen Mühen, Entbehrungen und Gefahren eines fast nie rastenden Kampfes trugen; ihnen bot jeder kleine errungene Erfolg frischen Lebensmut, frische Spannkraft, und die Freude über einen mit Stromen von Blut erfausten bedeutenden Sieg über die moslemischen Tyrannen ließ sie die Jahrzehnte hindurch erlittenen Unbilden und Verluste auf lange Zeit hinaus vergessen; was aber blieb dem Weibe? Nicht einmal über den Sieg durften sich die Gattinnen und Töchter jener Helden freuen, denn sie konnten sicher sein, daß sie über kurz oder lang in harter Slaverei oder selbst in qualvollem Tode die fähnern Thaten ihrer Männer führen müssten. Dazu kommt, daß die Frau in Bosnien und der Herzegovina unbedingt rechtslos dasteht und eigentlich mit dem Augenblide in menschlichem Sinne zu leben aufhört, wo sie einem Manne zum Altar folgt, da sie dadurch zu dessen unbestrittenem, fast frei verfügbarem Eigentum wird. Darf es nun wundern, daß diese Frauen im Laufe der Zeit geistig und körperlich verkümmern? Es ist im Gegenteile merkwürdig, daß sie sich doch noch so weit erhielten, als es heute der Fall, daß in diesem Geschlechte doch nicht alle edleren Reime erstdient, ja daß diese bei jüngsten Geschöpfen immer noch in reicher Fülle vorhanden sind und erst mit dem Moment abzuterben beginnen, wo sich in unsern Verhältnissen das Weib geistig und körperlich voll zu entwenden anfängt; die einige Jahre verheirathete Frau ist nicht mehr eine solche, sie ist, so wenig vassert der Vergleich scheinen mag, nicht mehr als eine Art unbedingt zusammenhaushieres. In dieser Eigenschaft freilich leistet sie geradezu Fabelhaftes. Wer je gehesen hat, was ein bosnisches oder herzegovinisches Weib in einem Tage und oft gleichzeitig schafft, muß sich lebhaft der Schilderung Herodot's erinnern, welcher einer illyrischen Frau erzählt, die ein gefülltes Wassergesäß auf dem Kopfe trug, ein Pferd am Arme führte und dabei flach spann. Derartige Ansichten kann man namentlich in der südlichen Herzegovina und in Montenegro täglich haben. Ein Weib, das ein oder zwei kleine Kinder auf dem Rücken, unter jedem Arme eine schwere Last Bruchholz, auf dem Kopfe einen Wassereimer trägt, und so manchmal eine Stunde Weges zurücklegt, zählt nicht zu den Seltenheiten. Ja, es ist mir, der ich gegen Anstrengungen und Strapazen aller Art gestählt bin, vorgekommen, daß ich ein mir als Führerin dienendes Weib mittleren Alters, das noch dazu einen großen Korb trug, nach achtmaligem Marsche auf beispiellos schwierigem Terrain austordern mußte, ihr Tempo zu mägen und eine kurze Rast zu halten, denn mir war der Athem ausgegangen. Die Frau sah mich halb verwundert, halb mitleidig an, versief, als wir wieder aufbrachen, sofort neuerdings in ihren Siebenmeilen-Schritt und erreichte nach weiteren drei Stunden das Endziel unserer Wanderrung, die Stadt Cajnica, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung, während ich mehr tot als lebendig anlangte. Während des ganzen Tages hatte sie weder etwas gegessen noch getrunken.

Bevor wir nun zu unserem eigentlichen Thema übergehen, erscheint es geboten, noch einige Andeutungen über den serbischen Volksliedern zu machen.

*) Nur diese Länder ziehe ich für die vorliegende Arbeit in Betracht.

**) Der bosnische Landstrich an der unteren Save.

schen Volksgesang im Allgemeinen und speziell über seine culturgeistliche Bedeutung voranzuschicken. Wollte man z. B. allein auf Grund der Lieder aus der Zeit des höfischen Minneganges ein Charakterbild der deutschen Frau des Mittelalters entwerfen, oder gar die provençalische, spanische oder italienische Literatur zu einem derartigen Zwecke benutzen, so müßte das entrohte Bild nothgedrungen nicht nur der Wahrheit zuwiderrufen, es müßte sogar bei objektiver Behandlung der inneren Harmonie entbehren und zu einem Spiegel der entgegengesetzten individuellen Ausdrückungen werden. Das hat seinen Grund in dem Umstände, daß das höfische Lied nicht immer die Stimme des Volles ist, sondern oft nur der Ausdruck eines individuellen, vereinzelten, dem allgemeinen Volkscharakter nicht selten fremden Gefühls, wenn es nicht gar, wie dies namentlich im fünfzehnten Jahrhundert der Fall, als blohes Kunstprodukt, baar jedes höheren Impulses, jeder tieferen Empfindung, bezeichnet werden muß. Anders beim Volksliede der serbischen Stämme. Der Ausspruch der geistvollen Talvi: „Der Serbe lebt seine Lieder“, hat auch heute noch seine volle Geltung. Ein Lied, das nicht eine natürliche, häufig wiederkehrende Handlung oder Empfindung, sondern ein Phantasiaproduct, oder gar, sofern es sich nicht um die Thaten bestimmter Helden handelt, ein Eigenthum der Vorzeit zum Vorwurf hätte, wäre rasch vergessen und durch ein neues, zeitgemäheres ersetzt; denn der Sänger weiß, daß er nur dann auf Erfolg rechnen darf, wenn er bei seinem Zuhörer verwandte Saiten anzuschlagen versteht. Daher kommt es, daß z. B. die Frauenlieder, die man an der Save hört, von jenen Bosniern, der Herzegovina und Montenegro's durchweg verstanden sind; der auf seiner Bildungsstufe seit mindestens vierhundert Jahren stehende Herzogovze singt mit vollem Verständniß ein in seiner Heimat entstandenes Lied aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert in nahezu ungeänderter Form; er würde aber jenem der heutigen Süd-Slavonier theilnahmlos zuhören, und es gewiß nicht behalten und fortpflanzen, da es außerhalb seines Ideenkreises liegt und Gemüthsregungen widergiebt, die theilsweise schon von der Cultur angekränkt, seiner wetterhaften Brust fremd sind. Man kann demnach sicher sein, daß alle Lieder, die in den südlichen Theilen der von Serben bewohnten Länder von fahrenden Sängern oder auch des Abends im Kreise der Familie zu den monotonen Klängen der einheitlichen Guzla vorgetragen werden, direkt und ohne Beimengung von Kunst und Phantasie dem Volksleben entstammen, weshalb sie sich weitans besser, als eine von Reisenden mitgeteilte, flüchtige Beobachtung zum Materiale einer Schilderung des Gemüthslebens jener Völker eignen.

Was ich im Folgenden, theils vollständig, theils auszugsweise an Volksgesängen einschalte, theile ich in den Übersetzungen von Talvi, Rapper und Frankl*, oder auch in neuen Übersetzungen nach den von B. Karadzitsch gesammelten Originale mit. Wo nicht Letzteres der Fall, habe ich die älteren Übersetzungen einer sorgfältigen Vergleichung mit dem Original-Texte unterzogen und hin und wieder nötig erscheinende kleinere Änderungen vorgenommen. Lebrigens gelangten fast ausschließlich nur solche Gefänge zur Verübung, deren gegenwärtiges Fortleben im Volle ich direkt oder indirekt auf meinen Reisen in den nordwestlichen Balkan-Ländern zu constatiren vermochte, und die daher im Sinne des Vorgesagten als verlässliche culturgeistliche Bausteine gelten können. Lebriens habe ich alle älteren Lieder ausgeschlossen, die auf heute nicht mehr bestehende Sitten und Gebräuche hinweisen, so daß die nachfolgende Darstellung in jeder Hinsicht der Gegenwart, und nur dieser, angehört. Ich betone dies, da auf Grund der Nachrichten, welche über die beispiellose Roheit der Cultur noch nicht aufgeführten serbischen Stämme im Umlande sind, mancher Zweifel und der Glaube an eine idealisirende Auffassung des Themas laut werden dürfte. Gerade der grelle Contrast, in welchem der niedrige Bildungsgrad des Herzogovzen und Montenegriners und seine geistige Roheit zu jener naiven, findlich reinen Empfindung steht, die uns aus seinen Frauendielen, gleich dem silberflauen Quell der Dinarischen Steinwüste, lieblich entgegenstromt, liefert den Beweis, daß ein edel veranlagtes Volk nie vollends zu sinken, daß auch ein Jahrhunderte währender, maßloser Druck nur sein Auferkern zu verändern, nicht aber Herz und Gemüth zu vergiften vermag; daß endlich speziell die Frau, auch wenn ihr Alles genommen wird, was Geist und Seele an Nahrung bedürfen, sittlich nicht gänzlich untergeht, daß sie, selbst wenn ihr die Ehe nicht mehr, als eine entwürdigende Sklaverei verheiße, doch immer noch lieben und Mutter sein kann. Diese Thatache, die in unserer Schilderung eine mehr als ausreichende Bestätigung erfährt, muß uns mit jenem Volle verjöhnen, das es verdient, nach langem, von wilden, verwirrenden Träumen gestoßen Schlaf zu einer neuen, würdigen, lichtvollen Zukunft erwacht zu werden; sie muß bei unseren Leserinnen warme Theilnahme für jene verachteten, gequälten Geschöpfe wachrufen, die sich, so wenig echt Weibliches sie heute bei oberflächlicher Betrachtung zeigen, doch die heiligsten und innigsten Empfindungen der Frau in all den sie wild und verwüstend umbrausenden Stürmen treu und unvergänglich bewahrt haben.

Wir eröffnen unsere Schilderungen mit der Liebe und dem Brautstande; es sind dies ja speziell hier die einzigen Momente, welche einen Richtstrahl in das Leben der Bosnierin**) werfen, einen Richtstrahl, dessen Schimmer neben den Mutterfreuden ausreichen muß bis an das Ende des freudelosen Da-seins, und der für kurze Zeit wenigstens die dutzigsten Knospen zum Emporblühen bringt, die auch der Busen dieser Frauen in reicher Fülle birgt.

Ja, ich möchte sagen, daß bei der Bosnierin die Zeit der ersten Liebe noch heiter, mächtiger, schneller gestaltend auf das Gemüthsleben einwirkt, als bei den Frauen der Kultur-Völker, weil eben ihr ganzes leidenschaftliche Empfinden in diesem einen Augenblide zusammenstromt und zu lohender Flamme auffschlägt, um dann rasch unter der Asche eines öden, lieblosen, nur von der Pflicht regierten Lebens zu verglimmen. Die Jungfrau wächst in einem halb traumhaften Zustande auf, sieht plötzlich den Schleier vor ihren Augen weggerissen, fühlt vielleicht wenige Wochen den ganzen Zauber einer innigen, rasch emporlebenden Neigung, um dann, wenn sie das heiße ersehnte Ziel erreicht, mit Schreden zu erkennen, daß es ein Wahnbild war. Alles drängt sich für sie auf kurze Zeit,

*) „Volkslieder der Serben“, übersetzt von Talvi. 2. Auflage. Leipzig 1853. 2 Bände. — „Die Gefänge der Serben“, übersetzt von Siegfried Rapper. Leipzig 1852. 2 Bände. — „Gesell. Volkslieder der Serben“, übersetzt von G. L. Frankl. Wien 1851.

**) Der kurze halber spreche ich stets nur von Bosniern, doch gilt alles Gesagte in gleichem Maße auch von den Bewohnern der übrigen, hier in Betracht gezogenen Länder.

oft auf einige Tage zusammen, und deswegen sind die Gefühle hier auch glühender, in ihren Ausdrucksarten freier und dynamischer, als anderswo.

Strenge wachen in erster Reihe die Mütter, aber auch ältere Schwestern und namentlich Brüder über die Ehre eines jungen Mädchens, deren Verlehung in früherer Zeit unachäntlich die Blutrache in ihrem vollen Umfang nachrief, und die auch heute noch hart geführt wird. Ja, die Beurteilung, die den Verführer trifft, reicht sogar über das Grab hinaus, denn der heilige Isha (Elias), welcher in der serbischen Legende, als treuer Anstalt an die altgriechische Mythologie, genau die Stelle Charons einnimmt, darf jede Seele in das glückliche Jenseits überführen, nur drei nicht:

Eine Seele, sündenreich,
Die den Raum¹⁾) zog vor Gericht;
Eine Seele, sündenreich,
Die dem Nachbar lang gegrollt;
Und die sündenreichste aller,
Die verleumdet eine Jungfrau

Ein arger Verführer, der im Grabe keine Ruhe findet und den die Mutter fragt, ob ihn die Erde oder der Sarg drücke, antwortet ihr:

Nicht die Erd' ist's, die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornbretter meiner Wohnung.—
Was mich drückt, das sind der Mädchens Flüche!
Grämen sie sich, so dringt's auf zum Himmel;
Seufzen sie, so droht die ganze Erde;
Wenn sie weinen, muß es Gott erbarmen!

Die erste Liebe wird in vielen Gesängen gefeiert und bei den Süd-Slaven fast noch höher gehalten, als bei anderen Völkern; deutlich zeigt dies ein Ausspruch in einem aus dem Banat stammenden Liede, wo es heißt:

Erste Liebe ist ein Becher Blumen;
Zweite Lieb' ein Becher rothen Weines,
Doch die dritte ist voll Gott ein Becher!

Kommt es, was sehr häufig geschieht, zu einer Lösung des ersten Verhältnisses, sei es nun durch Tod oder Untreue des Geliebten, dann zählt es nicht zu den Seltenheiten, daß die Betrogene ihrem Leben ein gewaltsames Ende bereitet. Ich selbst habe in Biograd²⁾ gesehen, wie ein Mädchen von der Drina-Brücke in's Wasser sprang, als sich der Hochzeitszug ihres eifrigsten Auserwählten näherte; und in Biel³⁾) traf ich eine halb wahnwitzige Greisin, deren zwei Tochter sich vergiftet hatten, weil der Bräutigam der einen im Kampfe gegen die Österreicher gefallen, der der anderen nach Montenegro gezogen und nicht wieder heimgekehrt war.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Pathe, eine besonders hochverehrte Persönlichkeit.

²⁾ Stadt im südlichen Bosnien, südlich von Sarajewo, nicht an der serbischen Grenze.

³⁾ Ort in der südlichen Herzegovina, an der Quelle der Trebisnjica, eine halbe Stunde von der montenegrinischen Grenze.

Rückruf verboten.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im Mai.

Lie Alles auf Erden, so wandelt sich auch die Gesellschaft; es wäre vielleicht des Schweises eines Edlen, eines Philosophen und Cultur-Historikers wert, an der Hand von geschichtlichen Thatsachen nachzuweisen, inwieweit die Gesellschaft in ihren Sitten und Moden den großen Wandlungen der Geschichte anpassungsvoll vorausseit, oder — nachhint. Das Nächste ist vielleicht, daß ebenso sehr das Eine, wie das Andere der Fall ist, und daß die sondernde Thätigkeit des Cultur-Historikers auf Hindernisse unüberwindlicher Natur stoßen würde.

Betrachten wir beispielsweise den Faubourg Saint-Germain, in den vor noch gar nicht so langer Zeit der brave General Boulanger seinen Einzug gehalten hat, nicht gerade mit dem Pomp, den uns ein bekanntes Malart'sches Bild vor Augen zaubert, aber doch in einer in den Annalen jenes altertümlichen Viertels kaum dagewesenen, siegreichen Art. Sehn sich der Faubourg à tout prix nach einem neuen Hofe, selbst wenn es der Hof seines Herzogs nicht wäre? sieht er große Wandlungen voraus? befindet er sich im Schleppian des bekannten exklusistischen und bonapartistischen Prätendenten, oder ist er, — insofern eine Collectivität von Palästen überhaupt bewegungsfähig ist, — der Vorläufer einer neuen cäsarischen Glanz- und Gesellschafts-Epoche?

Ich möchte auf diesen und ähnliche Gedanken nicht näher eingehen, weil es ja nicht meine Aufgabe ist, an dieser Stelle Politik zu treiben. Es genügt mir, wenn obiges Beispiel meine Einleitungsworte genügend illustriert hat. Auch ist ja nicht zu verlernen, daß nicht nur politische Einflüsse, sondern auch das Ausland, das mit Dampf und Electricität, durch seine Waren, seine Zeitungen und seine Reisenden immer mehr nach internationalem Bürgerrecht trachtet, im Faubourg St.-Germain, von dem allein ich heute sprechen will, gewaltige Revolutionen verursacht hat.

Schon die Bezeichnung „Faubourg“ St.-Germain gibt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Unter „Faubourg“ verstand man früher stark bevölkerte, womöglich revolutionäre Viertel, welche die wohlhabenden Stadtteile des Centrums gleichsam umlagerten, nur zu bereit, nach Raubhauer über den aufgespeicherten Vorrath der Reichen bei guter Gelegenheit herzustossen.

Heute liegt die Sache genau umgedreht. Die Faubourgs, die sich in die üppigen großen Boulevards einschmiegen und mit ihnen beinahe verschmelzen, können mit den von der Mode etwas vernachlässigt inneren Stadtteilen ohne große Mühe rivalisieren. Der Faubourg Saint-Germain hat allerdings immer eine Sonderbedeutung behalten. Er bedeutete und bedeutet noch heute nicht so sehr einen Stadtteil von Paris, der, — je nach seiner Lage, — arm oder reich ist, sondern er ist ein politischer und sozialer Begriff. Er hat sich stets, so viel es ihm möglich war, gegen revolutionäre Einflüsse ab-

geschlossen, was ihn allerdings nicht hinderte, den jeden Regime-Wechsel überlebenden jungen Adel in sich aufzunehmen und ihm, je mehr er älterte, eine ebenbürtige Stellung einzuräumen.

Man darf wohl behaupten, daß sich der Faubourg St.-Germain gegen Schreckenherrschaft und Guillotine, die seinem ganzen, auf der Überlieferung beruhenden Wesen entgegen waren, viel tapferer vertheidigt hat, als gegen das Gold, gegen die Verlagerung des Goldes und gegen — die Verarmung. Die Verarmung ist für viele Menschen schlimmer als der Tod, und nichts bestätigt diese Erfahrung mehr, als der französische Adel, der — insofern er in Paris weilt, — in dem Sammelnamen „Faubourg St.-Germain“ aufsieht. Wie hat sich letzter verändert! und gewiß nicht nur dadurch, daß der Seine-Präfekt Haugmann, daß das zweite Kaiserreich einen mächtigen Verkehrsweg, den Boulevard Saint-Germain, durch dieses von dem elendesten Hafengerümpel umrahmte Palastviertel gleichen Namens gelegt hat. Die prächtigen Gärten, deren uralte Bäume den Stammbaum einer alten, edler Geschlechter zu verkörpern schienen, sind zum größten Theile verschwunden, und die paar Privat-Paläste, die Hotels Luhnes, Gallier, Gatries &c., welche den Aufsturm neuer Zeiten und neuer Gesellschaftsklassen überdauert haben, sind zu zählen.

Es wäre interessant, die Geschichte dieser decadence, die mit der Schreckenherrschaft begann, unter dem ersten Kaiserreich, trotz aller Besuche des großen Cœurs, einen adeligen Hof sich zu bilden, und ebenso unter der Juli-Monarchie, trotz ähnlicher Bestrebungen des Bürgerkönigs, fortduerte, und unter der dritten Republik zum trostlosen Ausdrucke gelangte, — an dieser Stelle wenigstens zu skizziren. Aber mit der Geschichte verhält es sich wie mit den Schönheiten von ebedem. Wir sind Egoisten! Wir lieben nur die Blumen, die noch blühen und duften, wir lieben nur die Gegenwart.

Die Gegenwart! Nun, mein Gott, — der Faubourg St.-Germain ist nicht mehr das, was er war, aber er ist immer noch reich, prächtig und eigenartig genug, um ihm noch ein ausgiebiges Interesse abgewinnen zu können. Was ihn heute kennzeichnet, das ist, worauf ich schon anspielte, seine enge Verbindung mit der haute finance, die für ihn verhältnisweise war, als alles Jacobinerthum. Nachdem er früher zu zurückhaltend, zu ausschließend gewesen war, verfällt er nun in den entgegengesetzten Fehler. Wir sehen den Faubourg nicht nur mit Abenteurern wie Boulanger posieren, sondern auch mit dem Faubourg Saint-Honoré und dem Finanzviertel des Parc Monceau in die allerinnigsten gesellschaftlichen und — geschäftlichen Beziehungen treten.

„Geschäftliche Beziehungen!“ das Wort klingt hart oder vielmehr würde hart klingen für das Ohr eines jener Granden unter dem Sonnenkönige und dessen Nachfolgern, für das Ohr von Männern, davon jeder Zoll ein gentilhomme war! Der gentilhomme von heute speziell an der Börse und macht eine Millionärstochter zu seiner Schwiegertochter. „Il doro son blason“, und — was das Seltamste ist, — diese Neigung wird heute auf der Pariser Bühne überhaupt nicht mehr verpotzt, obgleich sie seit der Zeit, wo Scribe die „Geldbeirath“ zu seinem Lieblings-Thema erhob, bedeutend gewachsen ist. Diese merkwürdige Erkenntnis erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die modernen französischen Lustspieldichter selbst durch das sandinische Joch der Geldherrschaft mühlos und nicht mehr frei sind.

Um sich von dem eben Ausgeführt zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die prächtigsten Hotels des Faubourg St.-Germain, auf die ältesten Adelsfamilien Frankreichs zu werfen. Letztere sind fast durchweg, um mich eines familiären Ausdrudes zu bedienen, mit dem Parc Monceau verschwagt, wie man heute das Viertel nennt, welches vor Jahrzehnten noch unbekannt, die Erbschaft der Chaussee d'Antin angetreten hat und die Hochburg des Geldadels geworden ist. Die Herzogin von Sagan beispielweise verdankt ihren großen Reichthum und den Glanz ihrer Seite, die ebenso gut in der Provinz, wie im Faubourg St.-Germain stattfinden, nicht etwa ihrem geschiedenen Gatten, sondern ihrem Vater, einem hervorragenden Finanzier. Ich könnte diese Beispiele verzehnfachen, doch wird ein flüchtiger Blick auf die vorerwähnten Hotels des Faubourg genügen, um meine Behauptung zu erhärten, so auf das berühmte Hotel de Gatries. Der Besitzer desselben war gezwungen, es Siodwert für Stodwert an den reichen, den Faubourg langsam erobern den Börsenadel zu vermieten, und erst durch seine Ehe mit der Baronin Sina wurde es ihm möglich, denselben wieder den Charakter eines feudalen Herrenschlosses zu geben. Das Hotel de Luhnes wurde von dem Herzog von Sabran, der Fräulein von Luhnes geheirathet hatte und sie überlebte, zum größten Theile an den Schwiegerohn Rothchild's, Herrn Ephraim, vermietet. Und auch die Hotels Dourdeaux, Vilassac u. a. m. haben Wandlungen ähnlicher Art erlebt.

Es versteht sich von selbst, daß Madame auch im Faubourg St.-Germain noch empfängt, natürlich, wie es allgemein Sitte ist, an bestimmten Tagen. Die Zimmer sind in Paris, wo es an Raum fehlt und die Miethypotheken infolgedessen leicht in's Ungleicherliche steigen, meist sehr klein, bisweilen litupaniisch klein. Anders im Faubourg. Dort empfängt Madame in einer hall, wie der Franzose, der an englischen Brocken Freude hat, zu sagen liebt. Gestaltete Wände, Gobelins-Tapeten, Seidenmöbel in allen Größen und Formen, und nach der neuesten Mode, ähnlich wie im Atelier eines berühmten Malers, in tüchtlicher Unordnung aufgestellt, überall Blauderwinke und Blauderecken bildend. Allerorten kleine Tischchen, und in irgend einer Ecke, halbversteckt von mächtigen Blauvliesen, das Buffet. Die Sitzen haben sich in der That unter englischem, amerikanischem und man darf hinzufügen, russischem Einfluß stark verändert. Früher genügte ein Stückchen Kuchen und ein kleines, so kleines Liqueur-Gläschen, daß man es kaum sah. Heute ist man materialistischer geworden, und vielleicht liegt das zum Theile auch daran, daß der Sport, die Körperbewegung, die Gymnastik in allen Formen, in Frankreich bedeutende Fortschritte gemacht haben, und daß damit zugleich auch die Lust erhöht wurde. Die Zahl der Reiterinnen im Bois de Boulogne hat sich in wenigen Jahren verdreifacht; man betreibt sogar den Fußsport, und die englischen Racingspiele haben der vornehmsten französischen Gesellschaft geradezu den Kopf verdreht.

Madame empfängt also nach diesen Sport-Exercitien ihre Gäste, die natürlich in ihrem Promenaden-Kostüm sich viel wohler fühlen, als in steifem Gesellschaft-Kostüm, zum five o'clock tea, bei dem der Thee indessen nur eine ganz kleine Nebenrolle spielt. Nach den erwähnten körperlichen Übungen will man einsthaft essen und trinken. Das Buffet weist Caviarschütt, Gänseleber-Pastete und soufflés Speisen und vor Allem auch Bonbon auf. Alle zufälligen Leckerbissen sind

vertreten, denn im Faubourg so gut wie im lebten Salon des Bourgeois, wird der exträumte Bundesbruder auch in dieser Form gern gefeiert. Und so gibt es denn auch neben den fröhlichen Weinen des Südens und Frankreichs, die, in kristallinen und silbernen Kannen und Krügen servirt, in allen Farben des Regenbogens estrahlen, allerlei russische Schnäpse.

Diese sehr substantielle Verpflegung aller, auch der weiblichen Gäste, verleiht ihren Einfluß auf den Gesellschaftston natürlich nicht. Früher plauderte und lästerte man, und die boshaften Bemerkungen über dieses oder jenes Mitglied der Gesellschaft waren so leicht und flüchtig, wie die Perlen des Champagners. Heute geht es minder ätherisch zu. Die Gesellschaft hat sich sogar im Faubourg St.-Germain democratisiert, und die blumenreiche, galante Sprache der Altvorderen würde kaum mehr verstanden werden oder geziert erscheinen. Nur so erklärt es sich, daß man der Tagespresse gestattet, über alle Familien-Verhältnisse des Faubourg frei zu berichten, jede seiner wirtschaftlichen oder angeblichen Schönheiten zu schildern, zu verherrlichen und bisweilen zu kritisieren. So hatte vor einiger Zeit ein Blatt den seltsamen Fall, alle heirathsfähigen oder ebenverheiratheten jungen „dies“ des Viertels vor dem Opern-Haus passieren zu lassen. Eben erst verheirathet: der Herzog von La Roche-Guyon, der Vicomte Charles de la Roche-Guyon, späterer Herzog von Dourdeaux, der Herzog von Decazes und der Herzog von Morny. Noch zu haben: der Herzog von Uzes, der Herzog von Luhnes, der Herzog von Brissac, der Prinz von Tarent, später Herzog von Tremouille, der Marquis von Vimodan, Herzog von Castelfidardo, der Sohn der Prinzessin von Sagan und zwei Talenrand-Périgord's.

Eugen von Jagow.

Verschiedenes.

Rückruf und im Einzelnen verboten.

Im richtigen Moment. Von A. Schram. Siehe das Bild, Seite 100. — Alle Leute und junge Leute sind oft genug verschiedener Meinung. Wenn die alte Dame, die so sorglos ihr Mittagschlafchen im Sorgestuhle hält, während sie ihr Töchterlein wohl geborgen meint, plötzlich erwacht und inne würde, daß sie nicht mehr zu zweien, sondern zu Dreien sich in der Wohnung befindet, so würde sie wahrscheinlich der Ansicht sein, daß der unbekannte Guest durchaus nicht den richtigen Augenblick für einen Besuch gewählt habe. Denn selbst wenn er ihr auch sonst als ein höchst angenehmer Gesellschaftsgeber und auch nach anderer Richtung in allen Stücken „wünschenswert“ erschien, so würde sie doch jedesfalls die Unterbrechung ihres Mittagschlafes lebhaft bedauern. Hass aber scheint es, als ob der Besucher diese Unterbrechung gewählt habe, gerade weil er die Gewohnheiten der alten Dame kennt, und von ihr ungehört sein möchte. Es ist ja häßlich, wenn man die Gegenwart einer alten Dame als Störung betrachtet, aber ganz undenkbar ist diese Auffassung zweifellos nicht, wenn man weiß, wie junge Leute nun einmal sind. Die beiden Jungen geben sich offenbar alle Mühe, die alte Dame nicht aufzuwecken, wir wollen hoffen, daß das wirklich nur aus Rücksicht geschieht und daß, sollte sie dennoch vorzeitig erwachen, keiner von den Dreien eine unangenehme Überraschung empfindet.

Studienkopf. Von E. Haanen. Siehe das Bild, Seite 101. — Ein rothes Tuch um die wirren schwarzen Locken gewickelt, eine Korallen-Kette um den Hals geschnürt, die lose Taille des mädchenhaften braunen Hals freilaßt, ohne Furcht, daß die italienische Sonne ihn noch mehr bräunen könnte, so steht das neapolitanische Mädchen am Strand und hält Ausschau auf das blaue Meer. In der Ferne zeigt sich ein dreideckiges Segel, die Rückkehr einer Fischerbarke ständig. Des Mädchens Augenlider mit den langen, seidenhaarigen, schwarzen Wimpern sind halb geschlossen, und doch ist ihr Blick klar und weitschauend, wie der des Raubvogels. Sie weiß ganz genau, wenn die Fischerbarke angeht, und wer ihr daraus entgegenkommt, sobald die Barke auf den Strand gestoßen ist. Den Jahren nach ist das Mädchen fast noch ein Kind. Aber der halbgeöffnete Mund verrät, daß ihrem Herzen die Sehnsucht nicht mehr fremd ist.

Königin-Büste Maria von Bayern †. Siehe das Portrait, Seite 104. — Bereits in voriger Nummer haben wir einen Rückblick auf das Leben der am 17. Mai auf Schloß Hohen schwangau entschlafenen Königin-Mutter von Bayern geworfen. Heute bringen wir das Bild der schwergeprüften Frau, die mit stiller Seelengröße und in aufrichtiger Frömmigkeit die schwersten Prüfungen ertragen hat, welche jemals einem Mutterherzen bestimmt waren. Am Dienstag, den 21. Mai, erfolgte in München in der Gaiety-Kirche die Beisetzung der sterblichen Hülle der entschlafenen Königin. Die Straßen-Mündens, durch welche sich der Leichenzug bewegte, zeigten düstere Trauerschmuck, und die Bevölkerung betend auf alle Weise ihren Schmerz um die Dahingefriedene, die allen Bedürftigen und Hülfesuchenden stets ein offenes Herz und eine offene Hand entgegengebracht hat. Dem von Engelmann getragenen Sarge folgte als erster Leidtragender der Prinz-Rexquitpol von Bayern, dem sich zwischen den Vertretern der Kaiser von Deutschland und Österreich, dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen und dem Erzherzog Friedrich von Österreich, als nächster Blutsverwandter der verstorbenen Königin, der Großherzog von Hessen anschloß. Die übrigen bayrischen Prinzen und Herzöge, die Prinzen Wilhelm und Albrecht von Württemberg, die Prinzen Wilhelm und Heinrich von Hessen, der Erbprinz von Anhalt, Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, und der Herzog von Reichenberg waren die anderen fürtischen Leidtragenden, welche dem Sarge das Geleit nach der Gaiety-Kirche gaben. Hier erfolgte die Einsegnung der Leiche durch den Erzbischof von München; der Erzbischof von Bamberg, die Bischoße von Augsburg, Regensburg, Eichstätt und Passau wohnten der Feier gleichfalls bei, ebenso sämtliche Prinzenstufen des bayrischen Königshauses, die vor dem Hauptaltare Platz genommen hatten. Am Tage nach der Beisetzung beschloß ein Requiem in der Theatiner-Kirche, bei dem der Erzbischof von München unter Assistenz mehrerer Bischofe celebrierte, während der Hof-Stiftsdekan von Tuerk über den Psalm: „Nach der Hülle meiner Trübsal im Herzen haben Deine Tröstungen meine Seele erquickt“ die Trauerrede hielt, die Leichen-Feierlichkeiten für die Königin-Mutter Maria von Bayern.



Königin-Witwe Maria von Bayern, gestorben am 17. Mai. — Siehe Seite 103.

WWS-Haus

Nachdruck verboten.

Pflanzen als Luftverbesserer.

Jimmer mehr dringt in unserer Zeit die Erkenntniß durch, daß den Krankheiten vorbeugen besser ist, als sie heilen. Eine besonders wichtige Rolle spielt in der Gesundheitspflege die gute Beschaffenheit der Luft. Wem also Zeit und Mittel es erlauben, der sucht, wenn nicht schon den täglichen Aufenthalt, so doch wenigstens den Ort der Sommerfrische in reinerer Luft zu wählen. Waldige Gegenden erfreuen sich des Rufes besonders guter Luft; und immer tauchen neue Orte auf, welche der „sauerstoffreichen“ Luft wegen sich als vorzüglich geeignet für einen sommerlichen Erholungs-Aufenthalt empfehlen. Es ist daher wohl der Mühe wert, zu fragen, ob und in wieviel ein günstiger Einfluß der Pflanzenwelt auf die Beschaffenheit der Luft wirklich vorhanden ist.

Pflanzen und Thiere stehen, wie Jeder weiß, in Bezug auf ihre Ansprüche an die Luft in einem vollkommenen Gegenjake, und der Mensch ist, was seine körperliche Organisation angeht, den Thieren gleichzustellen. Der Gegenjaz besteht darin, daß die Thiere durch ihre Atmung Kohlensäure erzeugen, ein Gift, dessen Überhandnahme in der Luft jedenfalls verderblich wirkt, die Pflanzen dagegen bedürfen der Kohlensäure zu ihrer Nahrung, um darans einen wesentlichen Theil ihrer Körpersubstanz zu bilden. Sie reinigen also die Luft von Kohlensäure, und nicht nur das, sie hauchen auch bei diesem Vorgange eine entsprechende Menge des für ihren Körper weniger nothwendigen Sauerstoffes aus. Das sind unbestreitbare Thatfachen; aber um ihre Bedeutung zu würdigen, ist eine zahlenmäßige Untersuchung nötig. Da ist nun festzustellen, daß die Energie des Stoffwechsels in der Thierwelt eine vielmal größere ist, als in der Pflanzenwelt. Ein kleiner Wald von einem Hektar Größe erzeugt nach Ebermeyer, dem wir die genauesten Untersuchungen über den Einfluß des Waldes auf die Luft verdanken, im Sommer täglich etwa 37 cbm, das heißt nicht mehr Sauerstoff, als vier erwachsene Personen gleichzeitig bei der Atmung verbrauchen. Es müßten also schon ausgedehnte menschenleere Waldbestände sein, die eine wirkliche Abnahme der Kohlensäure und Zunahme des Sauerstoffes ermöglichen. Dazu kommt noch, daß die Ausgleichung der Waldluft mit der umgebenden Atmosphäre eine so rasche und vollständige ist, daß die sorgfältigsten Untersuchungen keine irgend wesentlichen Unterschiede in der prozentischen Zusammensetzung der Luft im Walde und im freien Felde erkennen lassen.

Und doch wird sich keine der Leserinnen abstreiten lassen, daß sie stets die Waldluft als eine besonders angenehme und wohltätige empfunden hat. Und sie hat Recht damit. Der menschliche Körper ist so fein organisiert, daß chemisch kaum nachweisbar: Stoffe einen starken Einfluß, zumal auf das Nervensystem und damit mittelbar auf alle Körper-Berichtungen haben können. Wenn es also fest steht, daß ein Theil des Sauerstoffes, welcher die Pflanze verläßt, sich im ozonifizierten Zustande befindet, demselben Zustande, der, auch infolge von Gewittern auftretend, die Luft so tödlich erscheinen läßt, so ist damit die wohltätige Wirkung des Waldes gesetzt, wenigstens für die Zeit der Wirksamkeit der Blätter, das ist bei Tage und zumal im Sonnenchein. Dazu kommt noch das Gemisch belebender aromatischer Gerüche, welches von den Pflanzen des Waldes ausgehaucht wird, ebenfalls Stoffe von verschwindend geringer Menge, weiter die größere Feuchtigkeit der Waldluft, sowie die Milderung des allzu grellen Sonnenlichtes.

Auch temperaturausgleichend wirkt der Wald. Er erscheint uns kühler bei Tage und wärmer bei Nacht im Vergleich zum freien Felde. Auch dieser Umstand läßt sich zahlenmäßig nicht in dem gleichen Grade feststellen, wie er dem Gefühl erscheint; denn der Unterschied in der Schatten-Temperatur des Waldes und des freien Feldes steigt Sommertags kaum über einen Grad, ungefähr ebenso viel beträgt der Wärme-Ueberschüß der Waldluft während der Nacht. Dass der Unterschied unserem Gefühl größer erscheint, beruht bei Tage auf der nur unvollkommen zu ermöglichen Belichtung im Freien, während des Nachts der Windshuh des Waldes die Verdunstungskälte herabsetzt.

Aus dem Grüterten geht hervor, daß in den Ortschaften, zumal in den großen Städten, die lustverbessernde Wirkung von Gartenanlagen völlig verschwindet ist gegenüber der übermäßigen vermehrten Erzeugung von Kohlensäure durch so viele abhrende Wesen, sowie durch Verbrennungs- und Verwesungs-Vorgänge der mannigfachsten Art. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß solche Anlagen durch die Wirkung des Pflanzengrüns auf das Gemüth und der verhältnismäßigen Ruhe solcher Plätze auf die Nerven angenehm und nützlich sind.

Günstiger steht es mit dem Innern unserer Wohnungen. Zwar kommt die Vermehrung der Luftfeuchtigkeit durch die Pflanzen hier nicht in Betracht, da durch die Atmung des Menschen und durch brennende Lichter der Luft mehr Wasserdampf zugeführt wird, als zum Wohlbefinden erforderlich ist. Unser Gefühl, das uns die Zimmerluft, namentlich bei Lustheizungs-Anlagen und Gas-Ofen, trocken erscheinen läßt, täuscht sich durch die Beimischung von Producten der trockenen Destillation, welche aus den auf den erhitzten Ofenflächen lagernden Staubtheilchen entstehen und die Schleimhäute der Kehle reizen.

Dagegen kommt die ozonifizende Wirkung lebenskräftiger Pflanzen im hellen Zimmer eher stärker zur Geltung, als im Walde, weil der Ausgleich der Luft-Zusammensetzung mit der der Außenluft langsamster sich vollzieht. Eine Lust-Verschlechterung haben wir nur von absteckenden, sich zerlegenden Pflanzen zu befürchten und dürfen gefügte Pflanzen auch im Schloßzimmer unbedenklich anbringen. Denn die durch die nächtliche Atmung der Pflanze erzeugte Menge Kohlensäure beträgt nur einen Bruchtheil der bei Tage von der selben Pflanze zerlegten Kohlensäure, ist also selbst bei einem ganz mit Gewächsen angefüllten Zimmer verschwindend klein gegenüber der Kohlensäuremenge, welche ein einziger schlafender Mensch erzeugt. Eine reichliche Verwendung von Pflanzen in Wohnräumen ist also nicht bloß vom ästhetischen, sondern auch vom praktischen Standpunkte dringend zu empfehlen. Dr. G. Holle.

Neben den allseitig geschätzten Hängelampen haben sich zu Ende der Winter-Saison die großen englischen Standlampen mit Erfolg eingeführt. Sie verbanden denselben einerseits ihrer geschmackvollen, einer dorischen oder korinthischen Säule ähnlichen Form, andererseits ihrer gediegenen Ausführung in verschiedenen Metallen, besonders in Messing, aber wie man zur Zeit sagt, in Cuivre poli. Die Höhe der Säule wechselt zwischen 40—70 Cent. Neben dem schön geschliffenen Kristall-Bassin verbreitet der englische Duplex-Brenner (Patent Hints), welcher auch mit einer vortrefflich funktionirenden Lüftvorrichtung versehen ist, ein klarer helles Licht, das eine Glöcke aus rotem Milchglase wohltuend dämpft. An Stelle der Glöcke tritt häufig der einer Riesenblume gleichende Schirm aus farbigem Seidenpapier, der sich in der kurzen Zeit seines Bestehens ungähnliche Freunde erworben hat. In der That vermag zur Behaglichkeit eines zierlich geordneten Tisches nichts so sehr beizutragen, als eine daß richtige Maf von Licht spendende Lampe. Zwischen Blattpflanzen auf einer Veranda oder in einer Gartenhalle macht die Standlampe mit ihrem blütenförmigen Schirm einen höchst wirkungsvollen Eindruck. Nach Beschäftigung verlangenden geschickten Fingern wird in der Nummer vom 16. Juni die nötige Anleitung geboten werden, um sich bei Anfertigung des Lampenschirms selbst zu behaupten; von der Einfachheit derselben kann man sich einen Begriff machen, wenn wir hinzufügen, daß sie in der Ferienzeit eine vorzügliche Beschäftigung für die ruheloße Jugend bilden würde. Für Schirmstiele und Lampen siehe Bezugsquellen. G. Z.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Getrocknete Blumen. — Wie trocknet man frische Maiglöckchen, daß sie vollkommen weiß bleiben, und Rhododendron, daß er seine schöne rothe Farbe behält?

Langjährige Abonnement L. H. in Graz.

Aufstreichen von Messing-Schlössern. — Gibt es ein Mittel, um Messing-Schlösser an Thüren zu überstreichen, damit das lästige Rufen vermieden werden kann? M. A., Dresdenstraße.

Antworten.

Gipsfiguren (96). — Gipsfiguren reinigt man, indem man sie mit getrockneter Stärke überstreicht, und dieselbe so lange führen läßt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

biß sie von selbst abspringt. Sollten nach einigen Tagen noch einzelne Stücke des Ueberganges festhaften, so entfernt man sie vorsichtig mit der Hand.

Frau R. in Frankfurt a. M.

Rathschläge.

Wohlriechende Wäsche. — Den Liebhaberinnen wohlreichender Wäsche empfehlen wir zur Zeitzeit das Sammeln von Waldmeister. Derselbe wird zu kleinen Strängen oder Kränzen gebunden, in feinen Musselin genäht und in den Wäschedruck gelegt; er durchzieht denselben mit einem Tuch, der sich lange Zeit dauernd dem gesamten Inhalte mittheilt. Dasselbe gilt von dem Lavendel, der langstielig geflüchtet, ebenfalls zwischen die Wäsche gelegt wird; auch macht es Kindern Vergnügen, von diesem kleine Riechstückchen, wie das dargestellt, anzufertigen. Man nimmt ein kleines Bündel der duftigen Blüthen, bindet sie unmittelbar unter dem Abschlüsse fest zusammen, biegt die Stiele ringsum über die Blüthen zurück, sodaß sie ganz eingeschlossen werden, bindet sie oben abermals fest und überschürt sie, von unten beginnend, mit farbiger Wolle oder Seide, zum Abschlüsse mit einem kleinen Schleifen geziert, hat man so ein niedliches Knädelchen, das seinen Duft bewahrt und ein Absinken der Blüthen verhindert.

Rotes Johannisbeer-Gelée. — Der roh ausgebreite Saft von rothen oder beliebig zur Hälfte rothen, zur Hälfte weißen Johannisbeeren wird gewogen und, damit er recht klar werde, durch einen Filterkessel filtrirt, dann in einen Porzellan-Krug gehan und mit einem Holzlöffel ununterbrochen etwa 1½ Stunde gerührt, indem man immer nach Verlauf einiger Minuten einen Löffel gewieben, sein gesiebten Jukus dazu giebt. Man rechnet dabei auf ½ Kilo Saft 625 Gr. Zucker, der von guter Rossinade sein muß. Es zeichnet sich dies Gelée durch Farbe und Geschmack vor allen anderen aus; dasselbe darf aber nicht zu lange aufbewahrt werden.

Apricot-Marmelade. — Hierzu verwendet man gern recht reife, weiße Früchte, die man schält, entsteint und durch ein Haarsieb streicht. Wie bei den Johannisbeeren, reducet man auf das halbe Kilo Frucht ½ Kilo Zucker und Kocht diesen in beflampter Weise „zum Bruch“, schüttet dann die Apricotens hinein und läßt sie bei schwachen Feuer so lange köcheln, bis die Masse breit vom Löffel fällt. Es ist bei allen diesen sehr einfachen Recepten, namentlich beim Kochen, eine große Aufmerksamkeit erforderlich; eine kleine Unachtsamkeit verdickt oft im Augenblick die ganze Masse, da alle Marmeladen so sehr leicht anbrennen, und da schon bei geringem Verscheren, wenn nicht der Geschmack, so doch die Farbe leidet.

Fräulein Maria S. in Frankfurt. — Einen Spirituslecker für die Reise, der Ihren Wunsches entspricht, braucht Ihnen bereits die Nummer vom 2. Mai d. J. Das kleine praktische Ding besteht, wie Sie sich durch den Anschauung überzeugen können, aus einem hohen, länglichen Blechosten mit Deckel und einem abnehmbaren Griffe. Dasselbe, sowie der zusammenlegbare Dreifuß aus Metall, der kleine, mit einem Drahtbügel überspannte Spiritusbrenner, die flache Spiritusflasche, Kreisbürste und ein kleiner Serviettentisch finden Aufnahme in dem Krüger, sodas man alles Nothwendige bekommen hat. Auf der Firma Ernst Koch, Altenburg in Sachsen, Spiegelotte 15, nennen wir Ihnen noch Emil Wille & Comp., Berlin W., Jäger-Straße 32, als Bezugsquelle.

Fräulein Therese M. in Breslau. — Der Verkauf der schönen Sammelfäden, von denen wir häufig berichtet, ist dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe von H. Hirzel übertragen. Wollen Sie sie gekauft an die Arme verkaufen, welche wohl genutzt sein wird, Ihnen eine Abweisung daraus machen zu lassen.

Maria B. in Wien. —

Selbstgrau ist auch hier die neuere Farbe für Briefpapiere, doch diente diese Mordäne nicht länger dauernd, als jene, welche das feuerrote „Hölznerpapier“ vorstieb.

T. H. in Hildburghausen.

Mit Ihrer ersten Frage wollen Sie sich aktuell an Ihren Arzt wenden. — Für eine Witwe von dreißig Jahren, die zum zweiten Male vor den Altar tritt, würde die passende Toilette unter nachfolgenden Bedingungen zu wählen sein Abb. 1 und 25 der Nr. vom 1. Januar d. J., Abb. 44-45 der Nr. vom 17. Februar d. J., Abb. 50 der Nr. vom 3. März d. J. Daß je nach der Art eines ein Granatentwurf mit oder ohne Spitzenarbeit im Haar. Als Standesamt-Toilette jedoch dunkler, auch schwarze elegante Promenadenkleid, wie deren sich in jeder Nummer verbunden sind.

Langjährige Abonnement in Innsbruck. — Rauchschürze, die seit geworden, sind nicht wieder geschnitten zu machen. Marmorplatten bestehen man auf Möbeln mit einem Schrauben zum befestigen von Seiten gibt es nicht zu kaufen, man verleiht sie für einen Tag aus Gartent oder Glas-papier; die Farben, deren man sich bedient, sind die gewöhnlichen Ollarten der Mater.



Lampe mit farbigem Papier-Schirm.



Standlampe aus Cuivre poli.

Bezugquellen: Schreibgelle und Lampen: G. Rautenkranz, Berlin NW unter den Linden 62-63.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Druck von Otto Darr in Leipzig.